4. O. germ. 161nd _5 Brachmann

<36609319990013

<36609319990013

Bayer. Staatsbibliothek

Auserlesene

Dichtungen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

K. L. Methusalem Müller.

Fünfter Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

L o d o i s k a.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Leontine an ihren Gatten.

Ich muß dir, mein geliebter Ernst, doch etwas von dem Leben mittheilen, das ich jetzt führe, während dich deine Geschäfte noch in dem fernen England festhalten. Ich habe deinen liebevollen Rath befolgt, und mir durch manche heitere Zerstreuung die unerträglich langsam dahin schleichende Zeit zu beflügeln, den Trübsinn zu verscheuchen gesucht, der durch die ungewohnte lange Abwesenheit meines freundlichen Lebensgefährten sich schwer und düster über meine Seele lagert.

Eine dieser Zerstreuungen, die am wohlthätigsten auf mich wirkte, war eine Reise zu meiner Jugendfreundin, der edeln, würdigen Gräfin Lodoiska.

Du weißt, wie wir, so oft wir von ihr sprachen, ihr trauriges Geschick beklagten, und den Heldenmuth bewunderten, womit sie dies Geschick ertrug.

Sie, in der Blüthe der Jugend, mit einem Herzen voll Gefühl, mit einem Geiste reich an herrlichen Anlagen, war durch den Eigensinn eines tyrannischen Vaters an einen ihr

völlig unähnlichen, ja unwürdigen Gatten gefesselt worden; denn nicht allein die bedeutend überwiegenden Jahre machten den Grafen Schwarzeneck seiner holden und edeln Gemahlin unähnlich, mehr noch sein kaltes, selbstsüchtiges, veraltetes Herz. Auch nicht eine der Eigenschaften schmückte ihn, die ihre dunkle Sehnsucht geträumt hatte; so wie in seinen Augen dagegen nur Lodoiska's Reichthum und keiner ihrer herzgewinnenden Vorzüge Reiz für ihn hatte — Und glücklich pries sie noch ihr Loos wegen dieser Gleichgültigkeit. Sie ersparte ihr doch die grausamste Ueberwindung, die, der Zärtlichkeit eines Gemahls begegnen zu sollen, den sie nimmermehr lieben konnte. — Vor ihrer Seele stand ein Bild, das bei dem ersten schüchternen Erwachen aus dem Morgentraume der Kindheit gleich einer Engelsgestalt in ihr künftiges Leben leuchtete. —

Es war ein edler Fremder, welcher sich einige Zeit an dem Hofe ihres Vaterlandes aufhielt, an welchem auch ihr Vater eine bedeutende Stelle einnahm. Schon der erhabne Rang des Fremden — er war der Bruder eines mächtigen Fürsten — machte ihn irdischen Wünschen unerreichbar; allein auch ohne diese Unerreichbarkeit würde sich ihre kindlich fromme reine Seele nie zu kühnen Wünschen erhoben haben; ihrer unschuldigen und lebhaften Einbildungskraft gnügte es, einen Gegenstand zu umfassen, der ihrer stillen andächtigen Liebe würdig war. — Und als der Prinz, dessen Blicke oft mit Wohlgefallen an dem seelenvollen Gesicht des lieblich aufblühenden Mädchens hingen, dessen edles Herz es sich aber nicht erlaubte, der Neigung, die sie ihm nur schlecht verbarg, nur die entfernteste Nahrung zu geben; als er den Hof verließ,

da hing sie noch mit holder Schwärmerei an seinem Andenken, ohne von der Wirklichkeit etwas zu hoffen oder zu begehren.

Was hat die Wirklichkeit? was kann sie geben?
O sie ist arm nur für ein reiches Herz!
Viel größer ist's, im heil'gen Traum zu leben!
Für kleines Glück zu wählen edlen Schmerz!
Zum Vaterland darf so der Geist sich heben
Und leicht begreift er leichten Lebens Scherz.
Die Blumen, die den ird'schen Tag nicht tranken,
Blüh'n still am Schimmer himmlischer Gedanken!

Dies war ihr Wahlspruch, den sie mir damals in einer vertrauten Stunde mittheilte. Ach, sie begehrte nichts von der Wirklichkeit, hätte nur das wirkliche Leben eben so wenig Ansprüche an sie gemacht. Allein der Wille ihres strengen Vaters bestimmte sie unwiderruflich zu der Verbindung mit dem Grafen. Obgleich ein dunkles, von ihr selbst noch unverstandnes Grausen sie bei dem Gedanken ergriff; obgleich unwillkührliche Thränen bei der Eröffnung aus ihren Augen stürzten, unerschütterlich blieb der Vorsatz des Vaters, der in dieser Vermählung das Ziel mancher längst im Stillen entworfenen Pläne sah. Und so, da sie nichts von dem Leben forderte, weihte sich Lodoiska zu einem frommen, selbstvergeßnen Opfer der kindlichen Pflicht, und stärkte sich an dem Gedanken, zum mindesten ihrem Vater Freude zu machen.

Verzeih, mein theurer Ernst, wenn ich dir Dinge so ausführlich erzähle, die ich dir vielleicht früher schon wiederholt erzählt habe; allein ihr geschäftseifrigen Männer vergeßt so leicht dergleichen Mittheilungen, und jetzt, wo ich dir etwas von dem spätern Leben der edeln Lodoiska mit-

theilen will, jetzt gehört jene frühere Zeit nothwendig in den Zusammenhang; auch ist jetzt, wo ich die liebe Jugendfreundin wieder gesehen habe, mein Herz so voll von ihr, daß ich wider meinen Willen wortreich über sie werde. — Laß mich jetzt zu ihrer späteren Geschichte übergehen!

Ihr Gemahl führte sie auf ein halb verfallenes düsteres Stammschloß, düster wie er selbst; wo öde nackte Berge, nur hin und wieder von schwarzen Tannen bewachsen, die einzige Aussicht boten, deren sie, aus den engen Bogenfenstern ihres Gemaches blickend, genießen durfte.

Nicht aus frommer Liebe für seine Voreltern hatte ihr karger Gemahl diesen traurigen Aufenthalt gewählt; seinem Hange zur Sparsamkeit schien er der vortheilhafteste, um eine holde junge Gemahlin aus den Kreisen einer verschwenderischen Welt zu entfernen und zugleich den äußern Schein des Anstandes dabei zu beobachten; daß ein Mann seines Standes seine Neuvermählte auf seine väterliche Stammburg einführte, hatte etwas sehr Angemessenes. Daß er freilich gar nichts gethan hatte, um das alte verfallende Gebäu ein wenig freundlicher einzurichten, ja nur aufrecht zu erhalten, dies kam nicht in Betracht. Die großen düstern Gemächer und Säle, wo nur sparsam die Fenster durch dicke Mauern gebrochen waren, wo veraltete, halb verblichene Stoffe die morschen Meublen überzogen, und auf den schwärzlichen Tapeten hin und wieder unheimliche Gestalten bei einbrechender Dämmerung die Fantasie erschreckten; alle diese Orte waren wohl nicht geeignet, ihre jugendliche Bewohnerin zu erfreuen. Und wollte sie zuweilen gegen Abend, von ihrem Stickrahmen oder andern weiblichen Arbeiten aufstehend, die düstern

Gemächer verlassen und in der Nähe des Schlosses oder in dem beschränkten, verödeten Schloßgarten, den nur eine dunkle feuchte Lindenallee zierte, einige Erholung suchen, so flatterten die Fledermäuse, ja die Eulen ringsum aus den alten Gebäuden auf, und boten ihr ihre schauerliche Gesellschaft an, da es an jeder andern hier fehlte; denn selbst die wenigen Dienstleute waren so hart und unempfindlich wie ihr Gebieter.

Dennoch war Lodoiska nicht unglücklich; ein so tief poetisches Gemüth als das ihre kann nie und nirgends ganz unglücklich seyn, so lange es mit sich selbst zufrieden seyn darf. Das ist ja eben jene Zaubergabe, von der die Dichter sagen, daß sie Wüsteneien in Paradiese wandle. Denjenigen, welche sie, die himmlische, beglückende Fantasie, empfingen, wird oft die rauheste Umgebung mild, und die freudloseste Zeit füllt sie mit ihren lichten Bildern aus.

So der einsamen Lodoiska! Ihr angebornes Talent zur Dichtkunst entfaltete damals die muthigen Flügel; manch schönes Dichterwerk entstand in ihren dunkeln Tagen. Das Bewußtseyn aber, daß sie nur sich für die Zufriedenheit Anderer geopfert habe, senkte sich des Nachts ruhebringend um ihre Schlummerstätte.

Nein, nie hat wohl ein Wesen so edel, so selbstvergessen den Ansprüchen auf irdisches Glück entsagt, als die gute, liebenswürdige Lodoiska! sie, deren Ansprüche darauf doch so gegründet waren. Geschaffen um Liebe zu erregen, und von Natur mit einer so tiefen Zärtlichkeit begabt, mit einer so umfassenden Fähigkeit zu lieben!

Doch auch für ihr Herz ließ ihr der Himmel bald einen

Gegenstand finden: das zweijährige Kind ihres Gemahls hatte vom ersten Augenblick an ihr zärtliches Mitleid auf sich gezogen; dies hülflose Wesen, das schon seit seiner Geburt der ersten und treusten Freundin, seiner Mutter, durch den Tod beraubt gewesen war. Lodoiska's innigstes Bestreben war, der zarten Kleinen diesen Verlust nach besten Kräften zu ersetzen; sie ward ihre treue und unermüdete Pflegerin. Ihrem Herzen schien es unbegreiflich, wie es möglich sey, daß ein weibliches Wesen eine solche anvertraute heilige Pflicht, wozu selbst die Natur das Herz der Frauen auffordere, nicht auf das Gewissenhafteste erfülle? Ja, vorzüglich wie es möglich sey, daß oft Frauen Liebe für einen Mann zu haben meinen, dessen Kinder sie doch so lieblos ihren eigenen nachsetzen und aufopfern können.

Und herrlich lohnte ihr der Himmel die treue Mutterpflege, die sie der kleinen Verwaisten erwiesen hatte; lieblich entwickelte sich die zarte Knospe; ein freundliches goldlockiges Mädchen umspielte bald die einsame Lodoiska und richtete die klaren himmelblauen Augen aufmerksam zu ihr empor, wenn sie ihr Lehren der Frömmigkeit und Güte gab, wie sie ihrem kindlichen Alter angemessen waren. Zum Glück hatte das Kind nichts Aehnliches mit dem Vater, sondern glich an Gemüth seiner verstorbenen frommen Mutter, so daß die Grundsätze und Gefühle, die Lodoiska in der Folge vor ihr aufschloß, bei ihr einen empfänglichen Boden fanden.

So wie die Kleine älter wurde, erwuchs ihrer wohlthätigen Pflegerin eine natürliche Freundin in ihr. An ein andres Verhältniß als das einer wirklichen Mutter und Tochter war zwischen beiden gar nicht zu denken; das Mädchen

erwiederte die ihr bewiesene wahre Mutterliebe mit warmer Kindesdankbarkeit; und durch einen glücklichen Zufall ist sie auch selbst durch den Namen der geliebten Lodoiska verwandt, da der Name Louise, den sie führt, nach einer andern Sprache eben derselbe ist. —

Ihre kleine Louise an der Hand, durchwandelte sie die rauhen Umgebungen ihres Schlosses, so heitern Sinnes, als ob es die bezauberndsten Gefilde gewesen wären; als ihr vor einigen Jahren der Tod ihres Gemahls die Freiheit wiedergab.

Sie hatte sich nun so an die Einsamkeit gewöhnt, daß sie aus freier Neigung noch einige Zeit auf dem einsiedlerischen Schlosse blieb, ganz mit der Erziehung ihres Kindes beschäftigt; bis es ihr das zunehmende Alter der Kleinen zur Pflicht zu machen schien, um ihretwillen auf einige Jahre in die Stadt zurückzukehren, um ihr alle die Lehrer geben zu können, welche eine vollendete Erziehung nöthig machte.

Sie folgte diesem erkannten Berufe, und lebte nun einige Jahre hindurch mitten in dem Geräusch der großen Welt nicht minder einfach und anspruchlos, als sie es in den Schatten ihres verfallenden Schlosses gethan hatte. Ihr Vater war ihrem Gemahl bald im Tode gefolgt, und hatte nicht lange die Früchte des Opfers genossen, welches sie ihm mit ihrem ganzen Jugendglück gebracht. Sie war jetzt unumschränkte Herrin ihrer selbst; mehrere Bewerber drängten sich um sie, doch standhaft wies sie alle Anträge zurück, die Reichthum, Rang und Wohlgestalt ihrer Bewerber zu den vortheilhaftesten zu machen schienen; nur der Erinnerung an jenes früh entschwundene Lichtbild lebte sie, und der Freude an der ge-

liebten Pflegetochter, deren Ausbildung unter ihren Augen bewundernswerth gedieh.

Jetzt erlaubte ihr Louisens vollendete Erziehung, mit ihr, zum mindesten für die Sommermonate, auf ein reizendes Landgut zu ziehen, das ihr durch den Tod ihres Vaters zugefallen ist, und dessen unserm Wohnort beträchtlich nähere Lage mir es möglich gemacht hat, einen Theil meiner jetzt verwaisten Zeit zu einem Besuche bei der nie vergeßnen Jugendfreundin anzuwenden.

Nach einigen kurzen Tagereisen kam ich an einem schönen Nachmittage dort an. Schon der Anblick des Schlosses selbst bot mir ein belohnendes Reiseziel; es liegt in einer zauberischen Gegend, von einer Seite in der Entfernung von blauen Gebirgen begrenzt, von denen sich anmuthige Hügel und Thäler in malerischer Abwechslung herüberziehn, bald mit Waldung geschmückt, bald von Wiesen und goldnen Fruchtfeldern bedeckt. Ein kristallheller Fluß durchschlängelt sie; das Schloß selbst liegt mitten in blumigen Gefilden, wie ein Edelstein auf einem köstlich gestickten bunten Teppich.

Auf einer kleinen Erhöhung hebt sich das weiße, in italienischem Styl gebaute Wohnhaus, und der Weg läuft eine Strecke weit an der Steinmauer der Terrasse hin, die vor dem Hause liegt. Ich erquickte mich im Vorüberfahren an dem herrlich prangenden funkelnden Blumenflor, der durch das dunkelblaue Eisengeländer der Terrasse blickte. In schwelgerischer Fülle schlangen sich die blühenden Ranken um die Stäbe; andre größere Blumengewächse ragten stolz darüber empor; Lauben von niederwallendem Lycium erhoben sich hin und wieder, oder eine weiße Akazien-beschattete Gartenbank.

Allein jetzt wurden meine Augen von allen diesen leblosen Schönheiten der Natur mit einemmal auf einen weit höheren Reiz gezogen; mitten unter den blühenden Stauden sah ich das holde, beinah ganz unveränderte Gesicht meiner Lodoiska von der Terrasse blicken. Fast einer sanften Lilie glich die zarte Gestalt in ihrem weißen sittsamen Gewande. Ueber ihre Schulter beugte sich ein rosiges Mädchengesicht, strahlend in aller Fülle der Jugend und des Frohsinns, von blonden Locken umgeben, und schaute mit großen, muntern, himmelblauen Augen freundlich wohlwollend der Unbekannten entgegen. Man kann wohl keine schönere Gruppe sehen, als diese Beiden. — Gern hätte ich sie länger betrachtet, aber Lodoiska erkannte auch mich, und beide flogen mir entgegen zum freudigsten und liebevollsten Empfange.

Der Theetisch war schon in einer der Lauben bereitet; allein nicht eher, als bis sie mir mein freundliches, schön verziertes Zimmer angewiesen und mir alle Bequemlichkeiten verschafft hatten, führten sie mich dahin zurück und einige herrliche Stunden verflossen mir da im wechselnden Gespräch. Reich ergoß sich der Strom unsrer freundschaftlichen Mittheilungen. Was hatten wir uns nicht alles zu sagen von der Zeit an, wo uns das Schicksal getrennt und auf so verschiedene Lebenswege geführt hatte? Wohl verschieden! mich zu dem heitersten Loose, an deiner Hand, mein geliebter Gatte! Sie, die Arme, zu einem so dunkeln Geschick!

Allein mit zarter Schonung vermied sie jede Aeußerung des Unmuths über den Verstorbenen, obgleich ihr Liebling Louise jene Tugend in hohem Grade besaß, die eigentlich die höchste und unerläßlichste Bedingung einer guten Erziehung

seyn sollte: — Discretion. Indem sie uns, eine liebliche Hebe, den Thee einschenkte, wußte sie sich doch zuweilen im rechten Augenblick geschickt zu entfernen und vermied jeden Anschein eines unbescheidenen Aufmerkens.

Als die ersten Ergüsse der freundschaftlichen Empfindungen vorüber waren, forderte Lodoiska ihre Louise auf, die Harfe zu holen, und ich war erstaunt über das hohe Kunsttalent, womit das unbefangene Mädchen spielte und sang. Ueberhaupt entwickelte sie in jedem Augenblicke mehr, wie vortrefflich die Erziehung gewesen war, die ihre liebevolle Pflegerin ihr gegeben hatte. Diese lebt ganz in ihr; sie hing erwartungsvoll an meinen Blicken, als ich die wohlgelungenen Zeichnungen des jungen Mädchens betrachtete; an meinen Worten, wenn ich mich mit Louisen in irgend ein ästhetisches Gespräch einließ, worin sich ihre feine und richtige Bildung unverkennbar aussprach. —

Noch einmal, es giebt kein schöneres und seltneres Verhältniß, als zwischen dieser Mutter und dieser Tochter. Schon sie zu sehen muß erquicken. Die rosenwangige Louise lächelnd und heiter wie der Morgen; in der Fülle von goldnen Locken, welche das schöne Antlitz und den blendenden Hals umfließen. — Daneben nun Lodoiska, etwas bleich; Sanftmuth und Güte aus den seelenvollen Augen strahlend; nicht mehr die erste, volle Jugendfrische ruht auf den holden und zugleich so edeln Zügen, aber ein unendlich schönerer Ausdruck von Jugend, ja von Kindlichkeit ruht darauf. An ihr scheint die Natur einen neuen Beweis gegeben zu haben, wie stets bewahrte Reinheit und Unschuld des Herzens selbst auf die äußere Gestalt einen entscheidenden Zauber übt, und

da noch die Jugend festhält, wo sie den Jahren nach schon längst entflohen seyn müßte. Und dabei diese gänzliche Anspruchlosigkeit an alle Lebenshoffnungen, die sie nur auf ihre Tochter übertragen zu haben scheint; ich möchte sagen: halb Kind, halb Heilige erscheint mir Lodoiska. — Und ist es nicht die Zusammenstellung von diesen beiden, woraus wir uns den Begriff Engel bilden?

Freust du dich nicht über diesen schönen, erheiternden Aufenthalt deiner

verlassenen

Leontine.

Zweiter Brief.

Dieselbe an denselben.

Ich bin noch hier, mein theurer Ernst. Es war nicht möglich, so schnell von meinen liebenswürdigen Gastfreundinnen loszukommen, die Alles zu Verschönerung meines Lebens beitragen. Und da mir bis zu deiner Rückkehr leider noch einige Wochen übrig bleiben, so will ich sie in dieser „Heimath der Engel" zubringen. —

Ja, ich habe mich nicht getäuscht in meiner ersten enthusiastischen Beurtheilung. Lodoiska ist wirklich ein engelgutes Wesen, ganz hat sie ihre früheren Hoffnungen auf Lebensglück, ganz hat sie diese auf ihr geliebtes Kind übergetragen; in ihm lebt sie nur mit der innigsten Mutterzärt=

lichkeit; ja selbst jene kleine Schwachheit, die oft den Müttern eigen ist, — scheint auch sie anzuwandeln — daß sie nemlich die Zeit nicht erwarten können, wo sich die Freier um ihre zu Jungfrauen aufgewachsnen Töchter drängen; diese heimliche, zärtliche Ungeduld geb' ich auch Lodoiska Schuld.

Dazu ist nun aber freilich in dieser ländlichen Abgeschiedenheit nicht viel Aussicht; ein junger Vetter Louisens, Emil von Halmendorf, der als naher Nachbar zuweilen hierher kömmt, ist zwar ein herzensguter, harmlos-frohsinniger, auch recht hübscher junger Mensch; allein er steht doch in geistiger Hinsicht allzuweit von der hochgebildeten Louise ab, als daß man da auf eine lebenslängliche Verbindung denken könnte. Er ist ein guter einfacher Landmann, weiß seine Felder gut anbauen zu lassen, die Hasen- und Rebhüner-Jagd auf seinen Fluren gut zu benutzen, und übrigens gefällig und freundlich zu seyn, wo er nur irgend einem Menschen dienen kann. Louise behandelt ihn nur oberflächlich; beide laufen wie fröhliche Kinder zuweilen durch Gärten und Wiesen, jagen, necken sich, gehn wieder unbefangen aus einander, und mit einem Worte ganz das Verhältniß von zwei harmlosen Geschwistern, die nichts von einander fordern noch wünschen, herrscht zwischen ihnen. Lodoiska sieht auch ein, daß sie auf ihn keine genügende Hoffnung für ihren Liebling wird gründen können.

Allein seit gestern ist ein anderer Stern am Horizonte ihres Lebens aufgegangen; hoffnungstrahlend scheint er ihr den Gipfel ihrer mütterlichen Wünsche zu zeigen.

Cousin Emil kündete des Abends zuvor an, daß er einen Fremden bei seiner Tante einführen werde, den er vor

kurzem in der Stadt kennen gelernt und eingeladen habe, einige Tage auf seinem Gute zuzubringen. Es sey ein Offizier der ***schen Armee. Um die bestimmte Zeit erschien Emil, und mit ihm ein Jüngling, dessen Eintritt — ich gesteh' es — auch meine Aufmerksamkeit unwillkührlich auf sich zog. Eine hohe, schlanke Gestalt, von dem edelsten Anstand und so unwiderstehlich einnehmenden Zügen, als ich dir nicht beschreiben kann. Lange, dunkle seidne Wimpern senken sich über den Glanz der schönsten, seelenvollsten Augen nieder; wie Himmelsfeuer bricht es dann hervor, wenn er sie aufhebt; und Muth und Treue spiegeln sich darin, und zugleich ein Ausdruck von Herzensgüte und von — wie soll ich sagen — von einer tiefen, schwärmerischen Zärtlichkeit, welche zu sagen scheint: dies Wesen müsse lieben können, lieben mit einer starken, ungewöhnlichen Kraft der Seele. Es liegt etwas Ritterliches in diesem Gesicht, das noch durch den kleinen, dunkeln Stutzbart vermehrt wird, unter dem, wenn er lächelt, eine Perlenschnur blüthenweißer Zähne hervorglänzt, — und doch zugleich etwas so Sanftes! Sein ganzer Anstand zeigt übrigens den Krieger. —

Doch verzeih, mein Theurer, daß ich dir auch ein männliches Bild mit derselben Genauigkeit ausmale, als vorhin die weiblichen; allein du weißt, wie sehr ich immer die Malerkunst geliebt und — auch geübt habe, so weit es mein geringes Talent erlaubt hat, und so mußt du es schon der Malerin zu gut halten, wenn sie sich auch in Worten malend auszudrücken strebt, und darin vielleicht etwas zu weit geht. — Hebe nur diese meine Briefe als eine Art Gemälde-Gallerie auf, in welcher wenigstens die Wahrheit der Por-

traits einiges Verdienst hat. — Eifersüchtig aber wirst du auch nicht werden über die begeisterte Schilderung, geliebter Ernst, wenn du bedenkst, daß deine Getreue so eine hübsche Anzahl von Jährchen älter ist, als das geschilderte Ideal.

Emil stellte uns den Fremdling unter dem Namen Edwin von Hohenstern vor, und sagte uns, daß er als Offizier in einem Reiterregiment des ***schen Heeres beinah alle die bedeutenden Feldzüge der neuern Zeit mitgemacht und mehrere ehrenvolle Wunden erhalten habe. Eine tiefe Narbe von der rechten Seite der schönen Stirn herein bewies zum mindesten, daß er dem Tode in der Schlacht nicht den Rücken gekehrt habe.

Lodoiska's Augen glänzten bei der ungewöhnlich schönen Erscheinung, und ein schneller Blick, der zu ihrer Louise hinüberflog, verrieth mir, welche Hoffnungen dieser Augenblick in ihrer Seele entzündete, obwohl noch dunkel und vielleicht ihr selbst nicht bewußt. Aber ein weites Feld sah sie jetzt eröffnet, um die Talente des geliebten Pflegekindes glänzen zu lassen; Edwin schien ihr ein würdiger Bewunderer für das, worein sie — einen so verzeihlichen Stolz setzte. Sobald es nur der Anstand erlaubte, mußte Louise ihre Harfe holen, mußte den Wohllaut ihrer lieblichen Stimme hören lassen; ja selbst im geistreichen Gespräch, das sie geschickt einzuleiten wußte, ließ die edle Lodoiska nur die Vorzüge ihrer Louise hervorglänzen, die zwar dem Fremden gegenüber etwas befangen schien, doch bald mit Anmuth und Geist den Reichthum entfaltete, womit eine vortreffliche Erziehung ihr Inneres ausgeschmückt hat. Auch von Edwin überzeugten wir uns, daß seine geistige Bildung nicht minder ausgezeich-

net sey, als seine äußere; er lobte mit Feinheit und richtigem Gefühl bei Gegenständen der schönen Wissenschaften und der neuesten Literatur, und tadelte mit Milde. Auch in den Künsten selbst schien er nicht unerfahren; zwar nicht ausübend in der Tonkunst, scheint er es desto mehr in der Zeichenkunst; sein Blick, womit er einige Landschafts-Zeichnungen Louisens durchsah, und die Leichtigkeit, womit er einige Striche machte, durch die er ihr eine Verbesserung vorschlug, verriethen den Meister.

Neben einem so interessanten Begleiter erscheint Emil freilich höchst unbedeutend; es ist kein Zweifel, daß auch das Mädchen Edwins Vorzüge fühlt; und in der That, man kann kein schöneres, einander angemeßneres Paar sehen, als diese Beiden. — Möchte der Himmel den Wunsch meiner theuern Lodoiska erfüllen! diesen unschuldigen Wunsch, den sie noch auf der Erde hat.

Daß es ihr Wunsch ist, und daß er wirklich so schnell entstanden ist (wie denn unser Geschlecht oft einen so schnellen Scharfblick hat, daß er auf den ersten Moment den Werth oder Unwerth eines männlichen Wesens erkennt), davon hat sie mich selbst überzeugt, hat mich einen Augenblick ganz unverhüllt in ihr schönes Herz blicken lassen.

Als sich der Fremde gegen Abend wieder entfernt hatte, dessen erster Besuch ohnedem mehr nach ländlicher als städtischer Sitte, über die gewöhnliche Zeit verlängert worden war, bemerkte ich wohl, daß meine Freundin mehr still und in sich versunken saß und lebhaft in ihrem Innern beschäftigt schien. Zeitig zog ich mich daher zurück.

Allein sie folgte mir in mein Schlafgemach, und hier

in der verschwiegenen Stille warf sie sich in meine Arme, indem sie im Drange eines überwallenden Herzens ausrief: Ja, Leontine, Deiner Freundschaft darf ich es anvertrauen: Ich glaube heut den Engel gesehen zu haben, der mir den letzten, den einzigen irdischen Wunsch, den ich noch habe, erfüllen kann! den Wunsch, das Kind, an das sich mein ganzes Herz gehangen hat, ganz durch Liebe glücklich zu sehen! Ich selbst bin nicht glücklich gewesen, o möchte sie es seyn, das liebe, liebe Kind! und mich müßte Alles trügen, oder dieser Hohenstern ist ganz der Mann, der ein edles Weib zu beseligen vermag! Aus seinen Augen strahlt die Bürgschaft dafür, strahlt die Bürgschaft einer himmlischen Seelenschönheit! — O möchte sein Herz meine Louise wählen! dann würd' ich befriedigt in mein Grab sinken.

Während sie tief bewegt so sprach, stürzte ein Thränenstrom aus ihren Augen; sie beugte sich auf meine Schulter und weinte heftig. — Beinah verwirrt durch diese weiche Hingebung ihres Schmerzes, den sie sonst mit Heldenstärke zu überwinden wußte, suchte ich sie zu beruhigen. Sie setzte sich auf mein Bett, in dessen Nähe wir standen, und zog mich neben sich nieder; und jetzt schien sich ihr Herz der Wonne zu überlassen, sich einmal einem ihr ganz gleichen, ihr selbst an Alter angemeßnen Wesen eröffnen zu können. Alles war still um uns, und selbst der uns Frauen so befreundete Vertraute, der Mond fehlte nicht; er schien durch die weißen zartduftigen Gardinen vor den Fenstern und überstrahlte die herabgebrannten Kerzen.

Auf Lodoiska fiel sein schwermüthiger Strahl; sie sah mich eine Zeit lang stillschweigend an, meine Hände innig

in den ihren haltend; ihr holdes Gesicht hatte durch die Spuren des Weinens einen unendlich rührenden Ausdruck; jetzt brach sie mit Wärme in das Lob ihres theuern Kindes aus; erzählte mir, wie die holdselige Louise, als ein wahrhafter kleiner Engel, allein die dunkeln Tage ihres Frühlings verschönt; wie sie von der zartesten Kindheit an mit so unendlicher treuer Liebe an ihr gehangen, als sey sie ihr eignes theures Kind. Alle die Scenen rief sie sich zurück, wo die arme Kleine sogar um dieser Anhänglichkeit willen manche Strafe von ihren rauhen Wärtern erlitten, noch ehe sie, Lodoiska, etwas für sie habe thun können, aus freier angeborner Neigung; wie, wenn vielleicht der Vater irgend ein hartes Wort gegen die sanfte Mutter gesprochen, das Kind laut weinend ihre Kniee umfaßt und sich selbst furchtlos dem Zorne des Vaters blosgestellt habe. —

Und dieses liebe Kind hat mir Gott gegeben, fuhr Lodoiska begeistert fort, mir die Leiden des Lebens zu versüßen; sollte ich klagen? sollte ich nicht alle Wünsche befriedigt sehen, wenn ich sie glücklich weiß? Während sie so sprach, kehrte alle die siegende Heiterkeit auf ihr Gesicht zurück, die es gewöhnlich bezeichnete. Sich erhebend, umarmte sie mich noch einmal und wünschte mir eine ruhige sanfte Nacht. —

Als ich allein war, konnte ich lange die Gedanken an sie nicht entfernen. Noch nie hatte ich sie in diesem Grade offen und Mittheilung bedürfend gesehen. Ach, ich fand es wohl natürlich, daß ihr die Möglichkeit häuslichen Glückes, wie sie sich hier ein Bild davon für ihre Tochter entwarf und das sie nie selbst hat sollen kennen lernen, alle bittere

Erinnerungen ihrer Vergangenheit erweckt hat! Unter wehmüthigen Betrachtungen über das ungerechte Schicksal eines des Glücks durch Liebe so würdigen Wesens schlief ich ein.

Am andern Morgen sah ich meine Freundin wieder ganz mit ihrer gewöhnlichen Engelsruhe, heiter und liebevoll für die sie Umgebenden sorgen. Mir drückte sie die Hand und dankte mir mit einem innigen Blick für meine Theilnahme.

Dritter Brief.

Dieselbe an denselben.

Ein Geschäft, die Einrichtung unsers neugekauften Landhauses betreffend, mein Theurer, nöthigte mich den schönen Aufenthalt der Freundschaft zu verlassen, denn ich möchte dir doch Alles recht schön und elegant ausschmücken, um deinen ersten Eintritt in den lang vergeßnen Tempel der Laren so angenehm und heiter als möglich zu machen; denn dich, mein Geliebter, darf ich doch nicht selbst über den liebenswürdigsten Freundinnen vergessen. —

Allein daß ich in Gedanken noch oft bei ihnen bin und den lebhaftesten Antheil an ihrem Schicksal nehme, namentlich jetzt an der weitern Entwickelung des angefangenen Verhältnisses ist eben so natürlich; — und ich lege dir hier einen Brief bei, worin mich Lodoiska eben von dessen wei-

term Fortgange unterrichtet und mich so gleichsam mit sich fortleben läßt.

Ich halte es, wie gesagt, für keinen Mißbrauch des Vertrauens, wenn ich dir das mittheile, was ihr nur Ehre bringt.

Vierter Brief.

Gräfin Lodoiska an Leontine.

Deiner Theilnahme, geliebte Leontine, bin ich es schuldig, daß ich dich fortwährend von dem unterrichte, was sich in meinem innern und äußern Leben zuträgt. Du mußt mit mir die schöne Hoffnungsblüthe sich allmählich entfalten sehen, deren Knospe du zuerst mit aufbrechen sahst! Ja, theure Freundin, das Verhältniß zwischen dem edeln Edwin und meiner Louise fängt an immer enger und inniger zu werden; Edwin hat die Erlaubniß wieder zu kommen, zwar mit Bescheidenheit, benutzt und ist jetzt fast unser täglicher Gesellschafter in unsrer stillen Abgeschiedenheit. Er liest uns vor mit seiner schönen, tonvollen Stimme und mit dem hinreißenden Ausdruck des Gefühls, und je mehr ich ihn beobachte, je mehr überzeuge ich mich von seinem Seelenwerthe, von seinem ausgezeichneten Geist und dem trefflichsten Herzen. Ja, er ist würdig, das Herz meines Lebens, meine Louise zu besitzen! und mit Entzücken verliere ich mich in dem Gedanken, sie noch mehr für ihn zu bilden, sie in den Pflichten einer guten, ihren Geliebten beglückenden Gattin

zu unterrichten. — Bei Gott, ein wohlgewähltes Paar müssen diese meine Kinder geben! So wie an geistigen Talenten, sind sie sich auch an Vorzügen des Aeußern und durch ein richtiges Verhältniß des Alters gleich: Louise siebzehn Jahr; Edwin, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch in den Zwanzigen.

Louise hat jetzt ihre anfängliche Schüchternheit gegen ihn ganz überwunden und fühlt sich sichtlich wohl und glücklich in seiner Nähe, in seiner seelenvollen Unterhaltung, die beide oft mit der größten Lebhaftigkeit führen, und ich ergötze mich von weitem an dem Anblick der beiden schönen Wesen. —

Eine Schwierigkeit findet sich, woran sich vielleicht eine ahnenstolze Familie stoßen könnte: Es liegt ein seltsames Dunkel über Edwins ganzer Herkunft; und er beobachtet geflissentlich ein so verschloßnes Schweigen über Alles, was darüber einige Auskunft geben könnte, daß selbst das verdachtloseste Gemüth etwas Sonderbares darin finden muß. Selbst von seiner eigentlichen Heimath, so wie von allen seinen übrigen Verhältnissen, wissen wir Alle nicht das mindeste Bestimmte. Und wenn der unbefangene Emil zuweilen ganz absichtlos einige Fragen darüber thut, so weiß er ihm stets mit dem geschicktesten Anstande auszuweichen. Ist seine Geburt vielleicht nicht hoch genug, — was eine unzweifelhafte Wahrscheinlichkeit erhält — um ihn zu Ansprüchen auf die Tochter des Grafen von Schwarzeneck zu berechtigen? — Aber das, was vielleicht manche stolze Familie abhalten würde, ihm die Hand einer Tochter zu bewilligen, könnte mich es abhalten, ihm meine Louise zu

schenken? Sey immerhin sein Name nicht edel, da sein ganzes Wesen so edel ist! — Ja, ich gestehe dir selbst, daß eben dies Geheimnißvolle, dies Dunkel, das über seinem irdischen Daseyn ruht, ihm etwas Eignes, etwas noch Anziehenderes in meinen Augen gibt! — Du wirst hierbei freilich die Dichterin in mir erkennen; — nun — so treue Freunde wie du haben das Vorrecht, ein wenig über die Schwäche ihrer Freunde zu lächeln.

Fünfter Brief.

Lodoiska an Leontine.

Leontine! bin ich denn endlos zu Kämpfen bestimmt? Ist mir nicht noch ein Schimmer milden, friedlichen Abendroths beschieden, eh' ich müd' in mein stilles Grab sinke? Ich war so froh in dem Bewußtseyn, daß ich — entbehre ich auch eigner Kinder — mir doch reinstes Mutterglück errungen; daß es mir gelungen ist, das Kind meines Herzens gut zu erziehen, und daß ich sie nun bald am Ziele aller mütterlichen Wünsche, am Brautaltar mit einem edeln Manne sehen sollte. Dies Alles ist nun dahin! — aus welcher Ursache, wirst du schwerlich errathen! Nicht durch Tod! — Dank sey es dem Himmel, oder Unwerth des Erwählten; auch nicht durch Gleichgültigkeit meiner armen Louise, — sondern — — es wird mir schwer dir weiter zu schreiben! und doch muß ich es, weil ich von deiner Freundschaft allein

noch einigen Trost, — vielleicht Rath — erwarten darf in der Bedrängniß, in der ich mich befinde. Ich erzähle dir treu und wahrhaft:

Unverkennbar war an Beiden die Spur zu sehen, daß sie liebten. Weniger an der heitern Louise, doch an Edwin bemerkte ich, mit jedem Tage zunehmend, eine tiefe, doch schüchterne Leidenschaft. —

Als ich gestern gegen Abend nach dem abgelegnen Theil unsers Gartens wandelte, wo, wie du weißt, eine Lieblingsstelle von mir ist; in dem Wäldchen von Weyhmuthskiefern und Cypressen, an der Felswand, wo sich eine halbe hoch geschwungene Grotte wölbt. Das Wäldchen ist zwar düster, allein es öffnet sich eine freie Aussicht nach Abend zu auf das paradiesische Thal. Einsam, in ruhige Betrachtungen versenkt, wandelte ich daher — als mich mit einem Male — Edwins Anblick überraschte. Er stand an einen Baum gelehnt, in schwermüthiger Stellung das schöne, dunkelgelockte Haupt auf die Hand gestützt. Er hatte eine Aehnlichkeit mit Antinous. — Aber noch eine andere, mir noch weit süßere Aehnlichkeit, die mir beim ersten Anblick aufgefallen war und die ich dir nur nicht zu gestehn gewagt hatte, trat mir jetzt, wie ich ihn so, ungesehn von ihm, betrachtete, schmerzlich lebhaft vor meine Seele; ach, eine Aehnlichkeit mit jenem Himmelsbilde, welches die ersten Tage meines Jugendlenzes erhellte; welches zu hoch für meine Wünsche war, — allein noch immer einen verklärenden Schimmer selbst auf mein abendliches Leben hereinwirft.

Der Arme, dachte ich, als ich den traurigen Edwin

schweigend betrachtete; — so denkt er Louisen über sich erhaben, als ich damals den herrlichen Prinzen über mir sah.

Diese Gleichheit unsrer Lage verstärkte meine Theilnahme an ihm, und sie ward zum wehmüthigen Mitleid, wenn ich bedachte, daß er so ganz allein und ohne alle liebende Bande in der Welt steht; — denn Emil hatte mit zuverlässiger Genauigkeit erfahren, daß er weder Eltern und Geschwister, noch sonst Verwandte hat. — Wahrscheinlich auch ein Grund zu seiner Schwermuth und Schüchternheit.

Wär' ich in Louisens Jahren, so hätte ich mich ohne Zweifel zurückziehen, hätte fürchten müssen, diese gefährliche Einsamkeit mit dem liebenswürdigsten Manne zu theilen; aber ich, die ich mich schon halb als seine Mutter betrachtete, sollte ich eine so lächerlich-anspruchsvolle Furcht hegen? Im Gegentheil hielt mich der innige Wunsch an seine Nähe gefesselt, daß mir vielleicht der Himmel ein Mittel eingeben möchte, das starre Siegel seiner Schwermuth zu lösen; ihm ahnen zu lassen, daß ich die Hand meiner Tochter nicht nach Namen und Reichthum, sondern nach dem wahren Werthe eines Mannes vergeben würde.

Unversehens hatte ich ein kleines Geräusch gemacht; er blickte auf und bebte überrascht, erschrocken beinahe, zurück, und eine dunkle Röthe flog über sein Gesicht, und — indem er mir einige Schritte entgegentrat, stammelte er etwas von einer Entschuldigung, die er doch nicht nöthig hatte.

An mir ist es, — sagte ich sanft — Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie in Ihrem Nachdenken störte; — allein — dies Nachdenken schien nicht heiter. —

Wie es mein Schicksal mit sich bringt! sagte er mit

bewegter, fast wehmüthiger Stimme, und schlug die schönen, seelenvollen Augen wieder zu Boden. Seine verwaiste Lage trat vor meine Fantasie, und von dem innigsten Mitleid ergriffen, sagte ich: Lieber Hohenstern, Sie verschließen sich so streng vor Ihren wahren Freunden. Noch nicht das Mindeste haben Sie uns von dem frühesten Interesse des Menschen, von Ihren Familien-Verhältnissen mitgetheilt. —

Ich habe keine! — erwiederte er mit dem vorigen Tone. —

Aber dann sagte ich halb leise: Demjenigen, der Werth und Verdienst hat, bietet sich gewiß von mancher Seite Ersatz. — Er darf freier Neigung die Bande danken, die ihm vielleicht Natur versagte, — wenn er sie anders knüpfen will. —

O Gott, Frau Gräfin! — rief er, mit einem Mal in eine mich überraschende Heftigkeit des Schmerzes ausbrechend — Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo man die Hälfte seines Herzbluts gäbe, Glücksgüter zu erkaufen, die man außerdem verachtete.

Mit einer geheimen Freude sah ich den Strom seines Vertrauens endlich den starrenden Damm der Verschlossenheit durchbrechen, und glaubte den Trost für seinen Schmerz ganz in meiner Gewalt zu haben, — und in meiner Freude erlaubte ich mir selbst einen kleinen schelmischen Übermuth — Von Glücksgütern sprachen Sie, — sagte ich trocken — ich sprach von liebenden Banden. —

Und wenn man liebt, — fuhr er in seiner Heftigkeit fort, ohne auf die Stellung meiner Worte zu achten — fordert es dann nicht ein gerechtes Ehrgefühl des Mannes,

dem angebeteten Weibe einen nicht minder edeln Namen entgegenzusetzen, als der ihre, und zerstört es nicht gleichsam das Naturrecht, wenn er von ihr größere Glücksgüter empfangen soll, als die seinen?

Jetzt sah ich ihn auf dem Punkte, den meine kurzsichtige Mutterliebe ersehnt hatte. Nur noch Louisens Namen hatte er auszusprechen. — Und wie? sagte ich, glauben Sie denn, daß ein besseres weibliches Herz den Werth eines edeln liebenswürdigen Mannes nicht höher setzt, als flüchtige Vorzüge der Geburt oder des Reichthums? —

Ich fühlte, daß mir Thränen in die Augen traten und meine Wangen sich mit heißer Glut bedeckten; ach, die Mutter der bestimmten Braut erröthete noch mädchenhaft, — ich fürchtete zu viel gesagt, der Würde meiner holdseligen Tochter etwas vergeben zu haben.

Edwin stand mir schweigend gegenüber; seine Augen hafteten überrascht, ja forschend auf mir, und als mein Blick diesen herrlichen Augen zu begegnen wagte, brannte ein so süßes Feuer darin, daß ich noch glühender erröthen mußte. —

O Lodoiska! — rief er endlich mit schwärmerischer Innigkeit — wär's möglich, könnten Sie mich in ein so schönes Herz blicken lassen, nur um mich aus seinem Paradiese zu verstoßen? Wär's möglich, daß mein treues Streben, jene geistigen Vorzüge zu erringen, dies schöne Herz verdienen könnte? — O Lodoiska, von dem Augenblick an, wo ich Sie sah, fühlt' ich, daß nur Sie oder Keine mich glücklich machen könnten.

Leontine, hier schwindelte es mir; ein Schleier fiel von meinen Augen nieder, und ich schien aus einer freund-

lichen, vertraut gewordenen Wirklichkeit in einer Traumwelt zu erwachen. Also nicht meiner Tochter, mir, mir galt diese Liebe, die sich so stark, so glühend aussprach. Bezaubernd tönten um mich die süßen Laute seiner Stimme, in der ich immer die Stimme des geliebten Prinzen zu hören geglaubt hatte, nur noch von dem Ausdruck eines Gefühls verschönt, den ich an jener nicht gekannt hatte; doch mitten durch all den sinneberauschenden Zauber drang das Bild meiner armen Louise und stellte sich ernst und schmerzlich mahnend vor meine Seele; wie? ihr sollte ich ihr höchstes Lebensglück entreißen? ihr, der ich geschworen hatte zärtliche Mutter zu seyn? Ich sollte die Schlange seyn, die ihr unschuldiges Herz auf den Tod verwundete, während ich mir das Ansehn gegeben hatte, sie zu den Freuden des Lebens zu erziehen? Diese Vorstellungen, die sich blitzschnell in meiner Seele folgten, verwahrten mich vor der Hingebung an eine Traumentzückung, die doch für mich auf immer vorüber seyn muß. —

Das unglückliche Geheimniß meiner Tochter konnte ich nicht preisgeben; nur eigne überraschte Verwunderung suchte ich in meinem Schweigen auszudrücken; denn, nicht wahr, Leontine, höchst seltsam, ja wunderlich ist es, wenn ein Jüngling im Lenze der Jugend mir, einer Frau nahe den Vierzigen, ein Geständniß leidenschaftlicher Liebe thut. Ach, es ist mir, als ob ich über seinen Wahnsinn zu erröthen habe!

Mit gespannter Erwartung hatte er mich angeblickt. Sie schweigen? theure Gräfin! — sagte er endlich.

Ich schweige — erwiederte ich mit mühsam errungener

Fassung — weil ich in der That nicht weiß, wie ich Ihre Worte verstehen soll?

Nicht? — nicht? — rief er leidenschaftlich. — O dann hätte mich die Hoffnung einer himmlischen Güte getäuscht, die sich in diesen Engelsblicken spiegelt. Dann müßte ich bereuen, mein unglückliches Herz einem geträumten Mitgefühl aufgeschlossen zu haben! Doch nein, das ist nicht möglich, — rief er wieder, als ich aufs neu erschüttert einige Augenblicke schwieg.

O sieh! — rief er, schlang hingerissen einen Arm um mich und wandte mich nach der Aussicht in das Thal, wo eben jetzt die Sonne unterging — sieh hin, engelgleiches Weib, wie dort die Sonne in das Graun der Nacht versinkt, — laß nicht auch so die Sonne meines Lebens untergehen!

Ich hatte jetzt Ruhe genug erlangt, um Festigkeit mit Milde zu vereinen. Lieber Hohenstern, — sagte ich sanft — Sie haben sich in meinem Herzen nicht geirrt; wenn innige Theilnahme, wenn Freundschaft —

O nichts von Freundschaft! — rief er wild — Liebe ist es, was meine ganze Seele für dich füllt! und nur Liebe ist der Preis, der mich glücklich machen kann! Wenn einmal das unglückliche Geständniß über meine Lippen geflohen ist, so gebe dieser Augenblick mir auch Entscheidung über Tod und Leben!

Er warf sich mir zu Füßen, und hob mit himmelan gewandtem Blick meine Hände in den seinen empor, gleichsam als rufe er den Himmel um Entscheidung zwischen uns an. —

Hat Sie ein Wahnsinn ergriffen? — rief ich und blickte schmerzlich lächelnd auf ihn nieder — Edwin, lieber ver-

blendeter Jüngling, bedenken Sie, daß schon das große Mißverhältniß unsrer Jahre eine natürliche Scheidewand zwischen uns zieht!

Die Jahre? und was machen diese aus? — rief er mit Innigkeit — Hast du nicht allen zaubervollen Reiz der Unschuld und der Jugend auf deinen Zügen wie in deinem Herzen festzuhalten gewußt? Und können kleinliche, äußere Verhältnisse der Sinnenwelt über ein Band entscheiden, das Geister für die Ewigkeit zusammenhält?

Ich fühlte in diesem gehobnen Augenblicke wohl, daß etwas Wahres in den Worten lag; — fühlte — die Nothwendigkeit diese Unterredung zu endigen. — Edwin, — sagte ich mit Ernst — wenn ich wirklich auf Ihren Antheil, auf Ihre Achtung rechnen darf, so schonen Sie wenigstens in den nächsten Tagen mein angegriffenes Gemüth! — verlassen Sie für jetzt dies Haus.

Dies Wort ist mir Befehl! — erwiederte er ehrerbietig, stand auf und verbeugte sich gegen mich mit seinem edeln, herzgewinnenden Anstande; aber im Abgehen wandte er noch einmal die himmelvollen Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf mich. — — „O möge Gott dies Herz lenken, in dem mein Leben ruht!“ sagte er noch halb leise mit einem Tone, der noch in diesem Augenblick in meiner ganzen Seele wiederhallt — und war meinen Blicken entschwunden. —

Ich weilte noch eine Zeit lang auf der schönen, mir nun so merkwürdig gewordenen Stätte und strebte mich selbst wiederzufinden. Als ich zurück nach dem Hause kam, hörte ich, daß er unverzüglich habe satteln lassen und nach einer

kurzen Begrüßung Louisens hinweggeritten war. — Ach, meine Seele folgte ihm.

Ich brachte die Nacht in unruhigen Fantasieen hin. O, wenn es dir möglich ist, geliebte, treue Freundin, deinen häuslichen Pflichten einige Tage abzugewinnen, so eile zu mir, vielleicht daß du Licht in das Chaos meiner sich widerstreitenden Gefühle bringst! — — — Es ist wahr, eine so tiefe, so innige Uebereinstimmung, als mich mit ihm verbindet, sollte nicht abhängig seyn von zufälligen Umständen der Außenwelt, und der Unterschied der Jahre wird wohl zwischen uns etwas gemildert durch die jugendliche, vielleicht zu große Weichheit des Gefühls, die mir geblieben ist, und durch den ernsten, mehr zu stillen Betrachtungen geneigten Sinn, der ihn bezeichnet; doch dessen glaube mich nie fähig, theure Freundin, daß ich treulos dem einzigen Kinde, ihr, der Liebenswürdigen, die meine frühern traurigen Jahre versüßte, ihr höchstes Lebensglück entreißen sollte!

Sechster Brief.

Leontine an Ernst.

Einer solchen Aufforderung der Freundschaft konnte ich nicht widerstehen, geliebter Ernst; ich eilte in die Arme der guten, nur zu streng und selbstvergessen mit sich kämpfenden Lodoiska. In jedem Worte des vorhergehenden Briefs spricht sich der edle, schmerzvolle Kampf aus, in dem ich sie

noch bei meiner Ankunft hier traf. Es ist keine Frage, sie liebt den interessanten Fremdling mit der glühendsten Leidenschaft, deren nur ein so tiefes Herz wie das ihre fähig ist; o, wie hab' ich es denn so lang unbeachtet lassen können, wie gleich bei seinem ersten Eintritt eine fliegende Röthe ihr holdes, mädchenhaft sittsames Gesicht überzog; daß auch aus seinen Blicken unverkennbar der Eindruck sprach, den Lodoiska vorzugsweise auf ihn machte? — und jener Abend in meinem verschwiegenen Schlafgemach! Welche Heftigkeit des Gefühls der sonst so sanften Lodoiska! Und wie strebte die edle Seele, sich selbst durch Aufzählung aller Verdienste ihres Pflegekindes zum Kampf gegen das eigne Herz zu waffnen. Doch auch mich hatte Lodoiska mit ihrem schwärmerischen Plan für ihre Tochter eingenommen und meine Blicke von allem Andern abgezogen, und gleich nach seinem ersten Besuche reiste ich ab. — Auch ist die Aehnlichkeit zwischen Edwin und dem edeln Prinzen, den Lodoiska einst geliebt hat und von dem ich kürzlich erst ein Bildniß gesehen habe, wirklich ein wunderbares Spiel der Natur und scheint Lodoiska's Liebe für Hohenstern gleichsam zu rechtfertigen. Was aber die Regel von Angemessenheit des Alters betrifft, so mag sie wohl im Allgemeinen für die große Volksklasse recht anwendbar und nützlich seyn; indessen da, wo es auf eine wahre höhere Übereinstimmung der Seelen ankömmt, und vorzüglich bei ungewöhnlichen Menschen, da hat man Ausnahmen nicht selten vom höchsten Glück belohnt gesehen.

Lodoiska indessen ist fest entschlossen, lieber dem Glück zu entsagen, als auf Kosten ihrer geliebten Tochter glücklich

zu seyn. Und doch ist es noch gar nicht ausgemacht, ob diese ihn auch eben so tief und unauslöschlich liebt, als ihre schwärmerisch edle Mutter. Zwar traurig scheint auch Louisen ihre unverhehlbare Liebe zu machen; der sonst so muntre Frohsinn des lieblichen Geschöpfs ist ganz dahin seit der Ankunft des schönen Ruhestörers; dies wirft freilich einen düstern Flor über die Lage aller dieser guten, Theilnahme verdienenden Menschen und läßt schwerlich einen heitern Ausgang hoffen. Daß Edwin übrigens ein edler, der Liebe werther Gegenstand ist, leidet keinen Zweifel; auch darf der gemeine Argwohn, als mische sich irgend eine Nebenabsicht in seine Bewerbung, keinen Raum finden, denn nicht allein ist Louise eine weit reichere Erbin als ihre Mutter, sondern Edwin besitzt auch selbst, ob auch arm an liebenden Verwandten, doch ein ansehnliches Vermögen, wie Emil, der besser in den Dingen des praktischen Lebens im Klaren ist als Lodoiska, mit Zuverlässigkeit erfahren hat. —

Ich schreibe dir diesen Brief nur, um dich unverzüglich von meiner Ankunft hier zu unterrichten. Nächstens mehr von Deiner

treuen

Leontine.

Siebenter Brief.

Leontine an Ernst.

Ich schreibe dir schon wieder, mein theurer Freund, um dir ein Ereigniß mitzutheilen, das mich aufs neu in diesen Tagen überrascht hat und wieder ein bedeutendes Glied in der verhängnißvollen Kette dieser Tage ausmacht.

Lodoiska, immer unruhig in ihrem Gemüth, suchte in der Gesellschaft ihrer Tochter zu seyn, während sie doch auch eine Art von Scheu gegen sie zu fühlen schien. Gestern traten wir beide in Louisens Zimmer, um sie zu einem Spaziergang abzuholen, und der Gemüthszustand, in welchem wir die Kleine fanden, überraschte mich. Wir sahen das unbeschreiblich holde, noch beinah kindliche Wesen an ihrem Tischchen sitzen, das Köpfchen trauernd auf den Arm gestützt. Die Fülle der schwelgerischen blonden Locken floß aufgelößt über den kleinen schneeweißen Arm, und Thränen — sahn wir im Nähertreten — rollten häufig über die Rosenwangen.

Außer sich bei diesem Anblick, schloß sie Lodoiska an ihre Brust, und rief mit einem Tone, in dem sich die Angst ihres gequälten Bewußtseyns malte: O mein armes, geliebtes Kind! öffne endlich dein Herz deiner gewiß treuen Mutter, und glaube, daß mir kein Opfer zu groß seyn wird für deine Ruhe!

Jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen; ängstlich klopfte mein Herz, so wie gewiß das Herz der armen Lodoiska. — Das Mädchen sah ihre Mutter an; die schö-

nen, großen blauen Augen glänzten durch die Thränen, wie der Frühlingshimmel nach einem milden Regen.

Meine Mutter! — rief sie zärtlich, noch halb weinend, und schlang die Händchen liebkosend um den Hals der Mutter — du hast Recht, ich hätte längst sprechen sollen, bist du nicht die Güte selbst? aber ich weiß nicht — gerade hier wird es mir so schwer. — —

Noch bänger schlug mein Herz, als jetzt das Urtheil über Lodoiska's Schicksal von den Lippen des Mädchens tönen sollte, — allein sie schwieg, — — aber gleich einer dunkeln Purpurblume erglühte das holde Kindesgesicht. Lodoiska dagegen, gleich als wollte sie das schmerzlich zwängende Band, das ihre Brust so bang beklemmte, endlich gewaltsam sprengen, rief:

Sprich, liebes Kind! — ich bitte dich um Alles in der Welt, rede frei! — — Edwin —?

Ja, Edwin, — versetzte Louise, sich Muth fassend — um den kömmt es her. — Eine tödtliche Blässe streifte über Lodoiska's Gesicht. — Sieh, liebe Mutter, — fuhr die Kleine fort — ich gebe zu, daß Edwin recht gut, — ja ganz vortrefflich ist; aber sage selbst, ist es wohl recht, daß wir um ihn, den Fremden, — unsern guten Verwandten — ja, den guten Emil — so ganz vernachlässigen, — der uns doch so viele treue, liebevolle Dienste erwiesen hat. — Seit Edwin hier ist, der hochgebildete Ritter, wird nur auf ihn gemerkt, nur seine Talente bewundert, und der arme Emil gar nicht beachtet — zum Dank, daß er den Fremden bei

uns eingeführt und überhaupt auf sein Gut eingeladen hat! Der arme Emil ist auch darüber traurig und kommt fast gar nicht mehr mit, wenn uns Edwin besucht — und — — und — wird auch vielleicht gar nicht wiederkommen!! —

Die Stimme der Kleinen neigte sich wieder zum Weinen, als sie im Fluß ihrer kindlich vertraulichen Rede an diese Stelle kam, während es jetzt an Lodoiska war, zu erröthen, und zwar von freudigem Erstaunen, als so überraschend ein Schleier ihr von den Augen fiel und ihr den Blick in eine paradiesische Zukunft eröffnete. Zum ersten Mal seit der Bekanntschaft des geliebten Edwin durchzuckte jetzt ein Blitz der Freude ihre Seele. Wie? — rief sie aus — Emil ist dir so theuer, Emil, meine Louise? — ihn ziehst du Edwin vor?

Ach freilich, meine Mutter, — sagte die Kleine, ihr lockiges Köpfchen an den Busen der Mutter schmiegend. — Sieh, wir haben uns ja immer herzlich geliebt, ich und Emil, und wie sollte mir denn der ernste, oft so schwermüthige Fremde lieber seyn, als mein hübscher, fröhlicher Emil?

Jetzt war die letzte Scheidewand gefallen, und rein und vorwurfsfrei durfte jetzt Lodoiska sich ihrer edeln Neigung überlassen. Ueberwältigt von dem entzückenden Bewußtseyn schloß sie die aufrichtige Kleine aufs neu an ihre Brust, trotz des gezeigten schlechten Geschmackes; auch den Vorwurf wegen gegebenen Vorzugs des Geliebten, den Louise so in ihrer Naivetät hingeworfen hatte, nahm sie gern und geduldig hin, wohl fühlend, daß sie sich bewußtlos einige Par=

theilichkeit hatte zu Schulden kommen lassen. Auch war es in der That wahr, der gute treuherzige Emil hatte sich mit so liebenswürdiger Anspruchlosigkeit bei der Auszeichnung benommen, die seinem von ihm selbst eingeführten Gastfreunde widerfuhr, daß er selbst in meinen Augen unwillkührlich gewann. Erst auf die Vermuthung, daß man seine holde, immer von ihm im Stillen geliebte Cousine demjenigen zuerkennen würde, der ihrer höhern talentvollen Erziehung angemessen sey, hatte er sich traurig zurückgezogen. — Louise hat uns aber oft wiederholt, daß ihr eben dies einfache kunstlose Wesen an ihrem Cousin gefallen, und daß — setzte sie mit ihrer wiederkehrenden heitern Laune hinzu — Gelehrte nicht immer wieder Gelehrte heirathen wollten. —

Desto ähnlicher ist die hohe Bildung und der romantisch schwärmerische Geistesschwung Edwins und Lodoiska's, die jetzt in ihrer seligen Erhebung mit doppelter Innigkeit strebte, das Unrecht an dem Uebersehenen zu vergüten, auf welches sie Louisens Offenheit aufmerksam gemacht hatte. Sie sandte eilends, um die Freunde einladen zu lassen, denn auch gegen Edwin war es ihr ja nun vergönnt, den strengen Verbannungsbefehl zurückzunehmen. —

Diesmal jedoch — — erschien nur Emil — und Edwin fehlte — denn — er war nicht mehr auf Emils Gute. — Ein neues schmerzliches Erschrecken für die arme, so lang im Schmerz geprüfte Lodoiska; sie mußte sich sagen, daß ihn wahrscheinlich ihr entschiednes, für ihn doch räthselhaftes Abwenden, in die Ferne, — vielleicht — auf nimmer Wiedersehn getrieben habe. Indeß Emil berichtete bald,

daß er versprochen habe, wiederzukehren. Er sey nur durch eine schnelle Botschaft aufs Eiligste von ihm hinweggerufen worden und zwar an jenen Königshof, dessen Thron der Bruder jenes schon längst verewigten Geliebten Lodoiska's lange besessen hatte! Der junge König, ein Sohn des vorigen, ging mild und segenverbreitend, gleich dem sonnigen Morgen, für die Menschheit auf, die oft unter dem Druck seines harten und gewaltthätigen Vaters geseufzt hatte. — Es war also durchaus nichts Trauriges von dieser Sendung zu fürchten, und die sanfte fromme Lodoiska ergab sich geduldig in die Fügung des Himmels und stellte ihm ihr künftiges Geschick anheim!

Wie sich Louise und Emil nun wiedersahen, wie sich die nun beglückte, freudige Liebe der beiden jungen Herzen aussprach, die einander schon längst angehört hatten, ohne es selbst zu wissen, dies bedarf wohl keiner Schilderung, noch wie sich Lodoiska im Abglanz ihres Glückes sonnte; Sie, die schon in der Zeit der Trauer so selbstvergessen strebte Andre zu beglücken, wie sollte sie nicht jetzt, wo der Himmel ihr selbst eine selige Hoffnung eröffnete, die ganze Welt liebend umfassen und beglücken mögen!

In ein Gefühl — ich möchte sagen — von wehmüthiger Seligkeit scheint Lodoiska versunken. — Ich sah ihre holden Augen in Thränen schwimmen; sie beugte sich in überwallender Bewegung an meine Brust und sagte halb leise: Ich kann dir nicht sagen, meine Freundin, welch ein wunderbares Gefühl sich in meine Liebe für den edeln Edwin mischt, ein Gefühl von erhöhter, gerührter Zärtlichkeit, von

Dankbarkeit, daß er mir seine schöne Jugend weihen, mich die eigne glückliche Frühlingszeit, die mir ein strenges Schicksal entzog, gleichsam noch nachleben lassen will. —

Ja, Ernst, ich glaube wohl, daß gerade ein solches Verhältniß etwas ganz Eignes haben muß für das Herz eines gefühlvollen Weibes, und ein süßeres, wenn es die volle Ueberzeugung erhält, wahrhaft und innig geliebt zu seyn von dem liebenswürdigen jüngeren Manne, von dem schwärmerischen holden Geliebten.

(Einige Stunden später.)

Wie sie über ihr eignes Schicksal fühlt, davon mag dir das nachfolgende Lied eine Vorstellung geben, das sie, eben kürzlich erst aus ihrer dichterischen Seele geflossen, gestern zur Laute sang, als ich sie vorhin oben im Felsenwäldchen überaschte, an eben jener Stätte, wo ihr Edwin das unerwartete Geständniß gethan. Diese Stätte selbst scheint ein wahrhaft deutsames Bild von Lodoiska's Schicksal, diese traurigen Cypressen und andres dunkles Gehölz, und nun mitten hindurch die Aussicht in eine bezaubernde Ferne. —

Glühend wieder in die Wangen
Steigt das lang gehemmte Blut;
Und es regt sich das Verlangen,
Das in todtem Schmerz geruht.

Wär' es möglich? dürft' er kehren,
Meines Lebens Himmelstraum?
Dürft' in seinem Glanz verklären
Wieder sich der öde Raum?

Und die heiß geliebten Töne
Klängen wieder in mein Ohr?
Und das Bild der Wonn' und Schöne
Stieg' aufs neu vor mir empor?

Welch ein Bild! Ach, neues Leben
Regt durch alle Pulse sich!
Grün seh ich den Lenz sich heben,
Der vor meinem Gram erblich.

Kühne Hoffnung, Geisterschwingen
Tragen dich zum fernen Ziel!
Darf ichs wagen, hin zu dringen,
Zu vertrau'n dem Gluthgefühl?

Süße Hoffnung! widerstreben
Kann ich deinem Zauber nicht;
Aber nimm, o nimm mein Leben,
Wenn dein kühner Flügel bricht!

Achter Brief.

Leontine an Ernst.

Edwin ist wieder hier, und ich eile, mein theurer Ernst, dir nur in wenigen Zeilen meine Freude mitzutheilen über die wundervoll glückliche Auflösung eines so verschlungenen Schicksals. Denke dir! im Reiz der ersten Jugendblüthe hatte Lodoiska selbstvergessen und treu den edeln Prinzen geliebt, und er hat die Blühende übersehen, hat ihre Liebe nie erwiedert; — da kömmt sein Ebenbild, — — sein Sohn, sie zu erwiedern!

Ja, dies ist Edwin! wie's ihm selbst erst jetzt seit seiner schnellen Reise kund geworden; der Sohn einer zwar geheimen, doch durch die wahrste, treuste Liebe geheiligten Verbindung, um derentwillen der Prinz jede andre Verbindung standhaft zurückgewiesen hatte, welche von seinem stolzen königlichen Bruder ihm oft gebieterisch vorgeschlagen worden war.

Früh hatte Edwin seine zarte Mutter und bald darauf durch einen schnellen Tod auch den erhabnen Vater verloren. Für seinen anständigen Unterhalt ist zwar gesorgt worden, doch über seine Herkunft hat der stolze Monarch absichtlich ein geheimnißvolles Dunkel zu erhalten gewußt; bis jetzt der junge König das Schicksal seines so nahen Verwandten erfahren und ein Verhältniß zwischen ihnen eröffnet hat, wie es den Söhnen zweier Brüder angemessen ist. Eine ansehnliche Herrschaft hat er ihm übertragen, die nun

der edle liebende Edwin mit unserer Lodoiska theilen wird. —

Auf sie, auf die angebetete Geliebte trägt nun der Frühverwaiste alle die Liebe mit schwärmerischer Zärtlichkeit über, die er so lang in das tieffühlende Herz hat verschließen müssen. Ja, er wird sie glücklich machen, dieser Edwin, dieser ausgezeichnete Jüngling! Er ist ganz geeignet, den Werth eines solchen Weibes zu schätzen. — Und, wunderbare Fügung des Himmels! während, um jener glücklichen Verbindung des Prinzen willen, die unschuldige und doch so glühende Liebe der sanften Lodoiska übersehen worden war, — da war schon aus eben dieser Verbindung selbst der Vergelter für sie hervorgegangen!

II.

Das Bild.

Das Getümmel des Kriegs umwogte das sonst so friedliche Dörfchen, wo der Freiherr von Ehrenstein seine liebsten Güter, seine Gemahlin und deren Schwester geborgen hatte. Die zärtliche Gattin Cäcilie zitterte für das Leben des theuern Gemahls, den seine Pflicht als Oberaufseher des Kreises dazu verband, sich mitten unter die tobenden Schaaren zu wagen und das Beste der ihm untergebenen Landleute zu vertheidigen, welche die unmäßigen Forderungen der Sieger bei ihrer Armuth nicht erfüllen konnten. Das Getümmel der fremdsprechenden Krieger drängte sich verwirrend um die armen bestürzten Landleute, da beinah alle Völker Europens an der eben vorhergegangenen Schlacht des großen Welteroberers Theil genommen hatten; Umwohner der Garonne und des Po, der Rhone und der Weichsel schienen sich in feuriger Wildheit übertreffen zu wollen. Ehrenstein, der ihnen wohl in ihrer Mundart zu erwiedern wußte, stellte ihnen mit edler Unerschrockenheit die Unmöglichkeit vor, allen ihren Forderungen zu willfahren; Einige wurden überzeugt, Andere dagegen schien der Widerspruch nur noch mehr zu empören, und schon war eine blitzende Klinge über dem Haupte des unerschrocknen Sprechers gezückt, als in dem Augenblick eine kleine Schaar von deutschen Kriegern ein-

rückte, deren Führer, einem rettenden Halbgott gleich, unter den tobenden Haufen fremder gemeiner Krieger trat und ihnen zurief, von dem ungleichen Streite abzustehen!

Als aber Einige der Unruhstifter im stolzen Uebermuth des Siegs sich weigerten, einem andern Officier als ihren eignen zu gehorchen, als mehrere Schwerter blos wurden, da stellte sich der Großmüthige vertheidigend vor den wehrlosen Freiherrn und auch sein Schwert blitzte mit mächtigem geübten Schwunge, bis einige Frankenofficiere herbeieilten und den Aufruhr endigten.

Ehrenstein war unverletzt geblieben, allein das Blut seines edeln Vertheidigers strömte aus einer tiefen Wunde über die Stirn. Der Freiherr, außer sich über den Anblick, beschwor den Verwundeten, ihm nach seinem Landschlosse zu folgen und dort die Pflege der lebhaftesten Dankbarkeit anzunehmen; doch der Krieger nannte seine Wunde nur leicht, ließ sich von einem seiner Leute flüchtig verbinden und folgte seiner Kriegerschaar, die eben wieder aufbrach. Er drückte noch die Hand des schmerzlich betroffenen Ehrenstein mit Herzlichkeit und warf ihm einen Blick zu, welcher zu sagen schien: Recht innig gern habe ich dir diesen Bruderdienst erwiesen.

Nicht genug konnte der dankbare Freiherr, als er zu seiner Gattin und Schwägerin zurückkam, die hohe Gestalt und die edeln herzeinnehmenden Züge seines Retters beschreiben, in denen unbeschreibliche Güte den Hauptzug ausgemacht habe. Cäcilie, seine Gemahlin, hatte in diesen Augenblicken für nichts Sinn als für den wiedergeschenkten Gatten, an dessen Halse sie mit Freudenthränen hing; allein

in dem Herzen der sanften Klotilde, ihrer Schwester, ließ diese Schilderung doch einen lebhaften Eindruck zurück; ein Bild von dem unbekannten Schutzengel stieg in ihr empor, das sie in holder Schwärmerei beschäftigte.

Später fragten die Damen den Freiherrn, von welchem deutschen Bundesvolk diese kleine Heerabtheilung gewesen sey?

Es waren Badener — erwiederte Ehrenstein. — Wer weiß, wo jetzt an den schönen Ufern des Neckar eine Braut um den trefflichen jungen Krieger weint!

An den schönen Ufern des Neckar? — wiederholte Klotilde sinnig, als beide Schwestern allein waren. — Erinnerst du dich nicht, liebe Cäcilie, aus unsrer Kindheit, daß unsre gute Mutter oft mit einer Art wehmüthiger Sehnsucht von den Ufern des Neckar sprach?

Wohl! — versetzte Cäcilie, die einige Jahre älter, als ihre Schwester, auch einige Blicke tiefer in das Vertrauen der theuern verstorbenen Mutter hatte thun dürfen, — wohl erinnere ich mich jener wehmüthigen Freude, mit welcher sie noch kurz vor ihrem Tode davon sprach. — — Ein Jugendfreund, von dorther stammend, der sie unendlich geliebt hatte und von ihr zurückgewiesen worden war, schien ihr jene Gegenden merkwürdig zu machen. —

Und sie nannte ihn Wilhelm? — sagte Klotilde.

Wir waren noch zu jung, um so etwas beurtheilen zu können, — fuhr Cäcilie fort — allein sehr oft ist es der Fall, daß das Verschmähen einer sehr großen, tiefen Liebe auch bei einem glücklichen Loose doch eine wehmüthige, an Reue grenzende Erinnerung zurückläßt. So gewiß wir uns ein verlornes Gut stets mit idealischen Farben malen. —

Mehrere Wochen zogen hin in drückender Gewitterschwüle; das siegende Heer war mit geflügelter Eile vorwärts gerückt; eine neue Schlacht stand bevor und sie erfolgte bald mit fürchterlichen Donnerschlägen. Die geweihten Opfer des Kriegs, die Verwundeten, die nicht schon auf ihrem blutigen Feld der Ehre das Lager ihrer Ruhe gefunden hatten, wurden nun in die nahen und weiter entfernten Orte vertheilt; — auch in das Gut des Freiherrn ward ein verwundeter Officier gebracht, — und — wunderbares trauriges Glück! schmerzliche Freude, mit welcher er in dem Todtmatten augenblicklich seinen großmüthigen Vertheidiger erkannte! — Schon in dem dunkeln Purpurstreifen über seine Stirn, der schauerlich deutsam gegen die Leichenblässe des Gesichts abstach, hätte er ihn wohl erkennen müssen, wenn sich auch nicht die edeln Züge so tief und unvergeßlich in das Herz des Dankbaren eingegraben hätten.

Schmerzlich war die Freude für ihn und die gefühlvollen Frauen, diesen trefflichen Menschen so wieder zu sehen, doch Freude war es immer, ihm nun zum mindesten durch die treueste, sorgfältigste Pflege in ihrem Hause eine so tief gefühlte Dankbarkeit beweisen zu können. Die Freyin ließ es sich nicht nehmen, die Pflege des theuern Verwundeten selbst zu ordnen, und die sanfte Klotilde folgte ihr oft schüchtern in das dämmernde Krankenzimmer und wagte ihre Bemühungen zu theilen.

Nur zu treu fand sie in ihm das idealische Bild verwirklicht, das sich ihre Fantasie von dem muthigen Vertheidiger der Bedrängten entworfen hatte. Ach, wie unendlich übertroffen fand sie es! Oft drangen Thränen aus den tiefsten

Quellen ihres Lebens in ihre Augen, wenn sie die Leiden des einnehmenden Jünglings sah, die ihn nicht entstellten, sondern nur unbeschreiblich anziehender machten, da er sie unerschütterlich sanft und standhaft trug. Wenn für ein edleres weibliches Herz das zarte Mitleid und die Achtung, die Klotilde schon an sich für den hohen, ruhmvollen Stand der Krieger fühlte, heilige und gewaltige Hülfsmächte der Liebe sind, wie werden diese Gefühle zur feurigen Begeisterung beim Anblick eines Helden, der seinen höchsten Heldenmuth durch den klaglosen, rührenden Sieg über den körperlichen Schmerz bewährt!

Wiewohl nur immer still in sich zurückgezogen, wie bei einem heiligen Tempeldienst, doch mit inniger Wonne, benutzte Klotilde jede Gelegenheit, ihm einige Erleichterung zu verschaffen, und gab kunstlos, ohne alles selbstsüchtige Weigern, der Aufforderung ihrer Schwester nach, ihm zuweilen durch ihr gefühlvolles Spiel auf der Guitarre die einsamen Stunden seines Leidens zu verkürzen. Eine rührende Erkenntlichkeit gegen die Bemühungen seiner Gastfreunde drückte sich in jeder Miene, jeder Bewegung des Fremdlings aus, selbst in den ersten Tagen, wo er noch nicht sprechen konnte.

Der Freiherr wetteiferte mit Cäcilien und Klotilden, seinem Wohlthäter Gleiches zu thun; doch muß der beste Wille des Mannes in dem Talent zarter aufopfernder Pflege den Frauen weichen. An einem schönen heitern Winter-Nachmittage war er ausgeritten, während Cäcilie und Klotilde eine Spazierfahrt ausgeschlagen hatten und lieber die schmeichelnden Sonnenstrahlen nur genügsam aus den Fen-

stern des Krankenzimmers begrüßten. Es war eben der erste Tag, wo der Kranke nach Ueberstehen des gefahrvollsten Zeitpunktes wieder anfing an den Reizen einer seelenvollen Unterhaltung Theil zu nehmen. Ueber verschiedene Gegenstände war schon die Unterhaltung leicht wechselnd hingegangen; jetzt glaubten seine zarten Pflegerinnen, dem Matten einige Erholung sichern zu müssen, und beschäftigten sich, manche häusliche Anordnung zu treffen. — Mit stillem Wohlbehagen schien der Kranke im Zimmer um sich zu blicken und seine Augen an den holden Gestalten zu erquicken, die sich anmuthig hin und wieder bewegten. Es ist mir — sagte er, als sie sich wieder beim Theetisch in der Nähe seines Lagers versammelten — und vom Anfang ist es mir so gewesen, als ob ich mich hier heimisch und unter lieben Verwandten befinde; aber Sie selbst, meine Damen, rufen mir eine lebhafte Erinnerung an das lang nicht gesehene Vaterhaus zurück! Sie haben Beide eine auffallende Aehnlichkeit mit einem schönen Bilde, das in einem Saale meines heimathlichen Schlosses hing und das ich immer schon als Kind mit innigem Wohlgefallen betrachtete, von einer wunderbaren Neigung in seine Nähe gezogen. Es war das Bild einer Jugendfreundin meines Vaters, an deren Andenken er noch mit unendlicher Innigkeit hängt. —

So sind Sie so glücklich, noch einen Vater zu besitzen? — sagte Cäcilie warm. — Und wir sind noch so fremd mit Ihrer Herkunft, mit allen Ihren Verhältnissen, — so innig unser Antheil daran ist — — setzte sie nur leise fragend hinzu. — —

Den ich gewiß zu schätzen weiß! — erwiederte der

Fremde verbindlich — und den ich durch unbeschränktes Vertrauen ehren würde, wäre mein Schicksal nur merkwürdiger, als es ist. — Mein Name ist, wie Sie vielleicht schon hörten: Wilhelm von Hohenau, — —

Die Schwestern sahen sich bei Nennung dieses Namens an, gleich als ob sein Laut eine dunkle Erinnerung aus der Tiefe ihres Gedächtnisses heraufriefe. —

— Und das Stammschloß meiner Väter — fuhr Jener fort — liegt an den reizenden Ufern des Neckar. — Seit fünf Jahren, seitdem ich Krieger bin, hab' ich es nicht gesehen.

Seit fünf Jahren? — rief Cäcilie. — Wie groß muß da die Trauer Ihres Vaters seyn.

Ein wehmüthiges Lächeln zuckte bei diesen Worten unwillkührlich über das Gesicht des Kranken, und er schwieg, vor sich niederblickend.

Und haben Sie denn keine Schwester? — fragte Klotilde halb furchtsam, aber mit Wärme.

So glücklich bin ich nicht, mein Fräulein, — erwiederte Wilhelm.

O, ich bitte! — rief die zutrauliche Cäcilie — lassen Sie uns etwas von dem Theuersten im Leben des Menschen, von den Banden ihrer Verwandtschaft wissen! Haben Sie noch eine zärtliche Mutter? und, wenn auch keine Schwester, doch theure Brüder?

Meine Mutter hab' ich schon früh verloren, — erwiederte Wilhelm mit einem Seufzer — und ein jüngerer Bruder ist mein einziger.

So sind Sie der Erstgeborne? — sagte Cäcilie — und waren eigentlich nicht — zum Waffendienst —

Zum Waffendienst bestimmt; — ergänzte Hohenau, der die abgebrochene Frage der Lebhaften errieth — auch war ich schon einige Jahre auf der Academie gewesen, als die Nothwendigkeit eintrat, daß Einer von uns sich zum Krieger weihen mußte, ich oder mein Bruder, an welchem ich von Kindheit auf mit schwärmerischer Liebe gehangen hatte. Ich sah den Kampf meines Vaters, wenn er diesen, seinen Liebling, hingeben sollte; — denn — setzte er vergütend hinzu — mein guter Vater liebt uns Beide, allein an meinen Bruder scheint ihn noch ein eignes Gefühl erhöhter Zärtlichkeit zu binden; er glaubt in seinem Gesicht eine unläugbare Aehnlichkeit mit jenem schönen Bilde zu finden, dessen ich vorhin erwähnte. — Ich selbst hatte immer den Stand der Krieger hochgehalten; warum hätte ich anstehen sollen, ihn zu erwählen und meinem Bruder das wahrscheinliche Erbrecht unsres Stammes zu übertragen? — Ich weiß, mein Tod wird meinen Vater betrüben; der meines Bruders würde ihn in Verzweiflung stürzen.

Ein siegendes Lächeln leuchtete bei diesen Worten über seine bleichen Züge auf; dann blickte er wieder wie in Erinnerung versunken vor sich hin, und das Gewölk einer stillen Schwermuth zog sich noch schattender um das Mondlicht seiner schönen, sanftdunkeln Augen, aus denen Treu und Güte nur immer unverkennbarer sprachen. Klotilde betrachtete ihn mit beklommener Theilnahme und unversehens stürzten einige Thränen aus ihren langen seidnen Wimpern nieder, die sie vergeblich, schnell aufstehend, zu verbergen

strebte; das Auge des eben aufblickenden Wilhelm hatte sie erreicht. —

Die lebhafte, aber zartsinnige Cäcilie hatte den Fehlgriff wohl bemerkt, den sie durch vorschnelles Berühren einer Saite gethan hatte, die erschütternd in dem Gemüth des noch so sehr Entkräfteten antönen konnte; auch sie war gerührt durch den Blick, den man bei seinen anspruchlosen Worten in die Welt seines edeln Innern hatte thun können, und suchte nun mit aller der anmuthigen Gewandtheit, welche ihr eigen war, ihren Fehler zu verbessern und eine frohere Stimmung für ihn herbeizuführen, ehe ihn die Schwestern der nothwendigen Ruhe überließen; ihr Bestreben glückte, doch mehr als dies, schienen die Tropfen reinen Thaus auf ihn zu wirken, die aus Klotildens himmelblauen Augen gefallen waren.

Mit jedem Tage entfaltete sich die Trefflichkeit dieses Gemüthes mehr, mit jedem Tage wuchs Klotildens stille Liebe für ihn. Und unverkennbar schien auch sein Herz sich zu der Holden hinzuneigen.

Ein Umstand machte das Verhältniß unter ihnen noch rührender. Schon lang hatte die Schwestern die Aehnlichkeit beschäftigt, die sie mit jenem schönen Bilde haben sollten; in einer vertrauten Stunde, wo sie Alle fast in geschwisterlicher Einigkeit zusammen waren, nannte Wilhelm den Namen: Isidora, als den des Originals jenes Bildes; die Schwestern faßten ihn als den ihrer Mutter auf und es enthüllte sich, daß eben sie die nie vergeßne Jugendgeliebte von Hohenau's Vater war, der so wie er den Namen Wilhelm führte, und daher bei seiner Nennung

die schlummernde Erinnerung aus Cäciliens und Klotildens Kindheitsjahren geweckt hatte.

Es lag etwas Rührendes in diesem Zusammentreffen, daß die Kinder zweier Menschen, die sich so innig und unwandelbar geliebt hatten, jetzt wie liebende Geschwister zusammen waren. Und auf Wilhelm schien sich das Gefühl seines Vaters fortgeerbt zu haben; als Kind schon hatte ihn die Nähe jenes Bildes mit dunkelm Zauber angezogen, und wie viel mächtiger nahm ihn der lebende Abdruck jener Vollkommenheit in der holdseligen Klotilde ein, die mehr noch als die Schwester die volle Aehnlichkeit der Mutter trug.

O selig! — rief Klotilde wohl zuweilen in verschwiegener Stille, in schüchtern kühnen Träumen ihrer Liebe — selig, wenn es mir vergönnt wäre, die Schuld meiner Mutter an dem Sohne des liebenswürdigen Verschmähten wieder gut zu machen!

Auch ihre Verwandten theilten diesen ihren heilig verschwiegenen Wunsch; der Freiherr schwärmte in dem Gedanken, den theuern Retter seines Lebens als Bruder umarmen zu können; Cäcilie glaubte, mit dem Scharfblick ihres Geschlechts in solchen Angelegenheiten, bemerkt zu haben, daß nicht blos die entbehrte Liebe seines Vaters, daß auch der Kummer über das abgewandte Herz einer Geliebten die Ursache seiner verschatteten Jugend sey; und nur noch entzückender machte dies für Klotilden den Gedanken, ihm ihre Liebe weihen zu dürfen; denn was ist reizender für ein edles weibliches Herz, als dem geliebten Gegenstande unverdiente Leiden vergüten zu können? vorzüglich Undank einer Frühergeliebten. — —

Doch eine zarte Gewissenhaftigkeit schien den achtungswerthen Fremdling von einer Erklärung seiner Gefühle gegen Klotilden abzuhalten; er schien es für Unrecht anzusehen, das Schicksal eines liebenswürdigen Mädchens an das unsichre, halb dem Tode verfallene Loos des Kriegers zu binden. Klotilde sang dann wohl halb leise in ihrem einsamen Gemach die letzten Strophen des Wechselgesanges eines scheidenden Kriegers und seines Mädchens:

„Des Kriegers Loos kennt nimmer Ruh,
Ihn treibt sein hart Geschick;
Drum — süßes schönes Mädchen du,
Nimm Herz und Schwur zurück!“

Ach, Lieber! kann des Stromes Fluth
Zurück zur Quelle fliehn?
Ein Herz, in dem dein Bildniß ruht,
Wann hört' es auf zu glühn?

Nein, gönnt nur so von Ruh und Schmerz
Die Wahl mir das Geschick:
So bleibe mein des Kriegers Herz
Und mein sein wankend Glück!

— Und nur zu bald schlug auch die Stunde des Abschieds für die Stilliebenden! Noch ehe Wilhelms jugendliche Kraft sich völlig hatte erholen können, erging Befehl von dem obersten Feldherrn, daß die Genesenden sich wieder zu dem Hauptheer sammeln sollten. — Wilhelm schied mit zerreißendem, doch stummem Schmerz. —

Kaum blickten noch die ersten Schneeglöckchen über den starren Grund empor, und boten doch ihr zartes Leben in

reiner Unschuld der eisigen Luft. Klotilde meinte in ihnen das Bild ihres nur halb genesenen Lieblings zu sehen; und wenn sie in dem noch öden Garten eine der zarten schneeweißen Knospen von den noch eingefallenen Fröſten erstorben fand, so meinte sie darin ein Vorzeichen zu finden, daß bald auch er in den wiederaufbrausenden Stürmen des Kriegs erliegen werde.

Doch nur im Stillen hing sie ihrer Trauer nach; ihr Schwager und Cácilie schienen verletzt durch das Schweigen des Scheidenden über einen Gegenstand, von dem sie sich so zuverlässige Hoffnungen gemacht hatten. Nur Klotilde liebte zu wahr, als daß sie irgend einer Regung beleidigten Stolzes hätte Raum geben sollen, und ihr Herz errieth das Schweigen des seinigen.

Er hatte versprochen, oft Nachricht von sich zu geben; allein die von neuem ausbrechenden kriegerischen Unruhen verhinderten die Ankunft der Briefe. Mit nur noch größerer Erbitterung begannen die Feindseligkeiten wieder, so wie der Frühling hold wieder über die Schneegefilde glänzte. Tief ergriff es Klotilden, als ihre Schwester einst in theilnehmenden Betrachtungen über die gegenwärtige Zeit ihr und ihrem Gatten die nachfolgende Stelle las:

Schon so lang bedeckt der Leichenschleier
Kalten Schnees Gebirg und Wald und Flur;
Bring', o Lenz, mit deinem Sonnenfeuer
Lebensgluth der starrenden Natur!

Aber wie? dein erstes Sonnenlächeln
Wird die Zwietracht wecken, die entschlief?

Deine Weste werden lindernd fächeln
Ueber Heldengräber kalt und tief?

Mit der Röthe deiner Morgengluthen
Wird ein andres Roth die Erde sehn?
Auf dem Grab der Schönen und der Guten
Wirst du deinen Blüthenschmuck erhöhn?

Arme Mutter! sieh den Preis der Mühen!
Preis so mancher schlummerlosen Nacht!
Ach, die schwergepflegten Früchte blühen
Blutig hier im grausen Feld der Schlacht!

Wie so warm den holden Freund zu grüßen,
Blickst du, Mädchen, von den fernen Höhn?
Ach, du wirst auf Erden nie die süßen,
Seelenvollen Augen wiedersehn!

Hier in Strömen fließt das schöne Leben!
Was vielleicht des Himmels Seligkeit
Manchem dunkeln Erdentraum gegeben,
Hat sich hier der blut'ge Tod geweiht.

Mitleidig blickte Cäcilie auf Klotilden, die das Zimmer verließ und in einem Strome von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft machte. Wie oft wünschte sie jetzt den Winter zurück! Seine brausenden Stürme hatten ihr stilles Lieben nicht gestört. In jeder jener großen blutigen Schlachten glaubte sie auch das Blut des Geliebten geflossen; denn so gewiß glaubt die Liebe den Pfeil der Gefahr nur stets für ihr Theuerstes geschärft.

Jahre gingen hin; Klotilde suchte sich an dem Glück

ihrer guten Verwandten zu freuen, und, um dies nicht zu stören, jede Aeußerung ihres geheim fortlebenden Schmerzes zu unterdrücken. Auch Cäcilie und ihr Gatte gaben endlich der weissagenden Ahndung von Wilhelms Tode Glauben, als sie erfuhren, daß ihn sein dunkles Kriegsgeschick in das mörderische Spanien geführt habe, aus welchem schon so mancher Tapfre den Heimweg nicht gefunden hatte.

Der letzte Friede ward endlich geschlossen, nach schauderhaftem Völkerkampfe. Durch alle Gauen Deutschlands wirbelte der Jubel des Siegs; doch mischte sich auch manche Thräne in den perlenden Freudenwein. — Eine leise Hoffnung hatte sich bis dahin noch immer in Klotildens, wie in dem Herzen ihrer Verwandten geregt, die eine lebhaftere Theilnahme für ihr Schicksal und für das Wiederfinden des werthen Fremdlings hatten, als sie ihr selbst zu zeigen wagten, aus der wohl sehr irrigen Meinung, daß sie dadurch ihre Betrübniß mehren würden; da doch bezeigte Liebe das einzige Mittel ist, den Schmerz über entbehrte abzustumpfen. —

Jetzt, wo der Schluß des Friedens noch manche Gefangengewesene in die Arme der Ihrigen zurückführte, dachte man wohl, daß auch Wilhelm unter dieser Anzahl seyn könne. Allein umsonst! Von nah und fern kamen Vermißte zu ihren trauernden Verlaßnen wieder; — nur von Wilhelm ward weiter keine Spur gesehen.

Um diese Zeit erforderte Cäciliens Gesundheit eine Reise in die Bäder von Wisbaden, die ihr die Aerzte angerathen hatten. Ihr Gemahl war durch die Pflichten seines Amts an seine Provinz gefesselt, und so reiste sie, begün=

stigt von der schönsten Jahreszeit, nur in Begleitung ihrer Schwester dahin ab.

Die Reise ging größtentheils durch die vorzüglichsten deutschen Gegenden. Eines Mittags kamen sie in ein reizendes Thal, das beide Schwestern mit gleichem Zauber anzuziehen schien. Ein herrlicher Fluß glänzte in geringer Entfernung zwischen malerischen, wechselnd mit Wald und Reben bekränzten Bergen hindurch; — und aus allen Dörfern des Thals erhob sich jetzt ein feierliches Glockengeläut, ob es gleich nur ein einfacher Wochentag war. Von Rührung überrascht, fragten die Damen ihren Führer, was dieser Glockenklang bedeute, und auf welchem Gebiet sie sich befänden?

Man feiert wohl das Friedensfest! — versetzte dieser. — Wir sind auf Badener Grund — und das dort ist der Neckar! — — Klotilde meinte dies am Schlagen ihres Herzens gefühlt zu haben. —

Sie kamen in ein schönes Dorf, wo sie in der reinlichen Herberge einen Aufenthalt und ein Mittagsmahl fanden, das ihre Erwartung bei weitem übertraf. Es war gegründet, daß man das Friedensfest beging; Alles hatte ein feierliches Ansehn: die Häuser waren mit grünen Zweigen geziert; die Landleute kamen geschmückt aus der Kirche; Manchen sah man es freilich an den verweinten Augen an, daß sie das Fest mit theuern Opfern erkauft hatten.

Die Schwestern hatten auf der Durchreise nur einen kleinen Theil des Badener Gebiets berührt, und sollten in der Stadt eines angrenzenden Staats übernachten. Wie wär' es, — sagte Cäcilie, die den geheimen Wunsch ihrer Schwester errieth — wenn wir das Friedensfest heut' hier

mit begingen und die Nacht auf dem vaterländischen Boden unsers betrauerten Freundes zubrächten?

Klotilde fiel ihrer Schwester um den Hals, zum sprechendsten Beweise ihrer Dankbarkeit. Beide beschlossen, nach dem Mittagsmahl einen Spaziergang zu machen. Sie hatten im Vorüberfahren zur Seite des Dorfs ein Schloß liegen sehen, das unbewohnt stand und dessen romantisches Ansehn mit dem daran stoßenden reichschattigen Garten ihre Blicke auf sich gezogen hatte. Laß uns — sagte Cäcilie — die schwülsten Stunden der Mittagshitze in den wehenden Schatten jenes Gartens zubringen! Nimm deine Guitarre mit, meine Klotilde, und laß uns das heutige Fest auf unsre Weise feiern!

Freundlich einwilligend, ging Klotilde mit der theuern Schwester der stillen Gegend zu. Im Wirthshause war so viel Beschäftigung wegen der auf den Nachmittag zu bewirthenden Trink- und Tanz-Gesellschaft, daß Alles hin und wieder lief und man die Fragen der Fremden nur abgebrochen in höflicher Eilfertigkeit beantwortet hatte. —

Sie wandelten ganz allein Arm in Arm dem Ziel ihrer Wallfahrt zu, und ergötzten sich, vor dem Schlosse stehend, an seinem ungewöhnlichen Anblick.

Das Schloß selbst schien erst in neuern Zeiten wiederaufgebaut und hatte etwas Palastartiges der spätern Jahrhunderte, mit seinem von breiten Steinplatten belegten, mit zierlichem eisernen Gitterthor verschloßnen Vorhof; aber ein altergrauer Ritterthurm schien noch gleich einem Vorgebirge aus der Nacht der Vergangenheit heraufzuragen. Eine Gruppe schlanker, hoher Pappeln wiegte sich im Kreise um ihn; sie schie-

nen mit seiner Riesenhöhe wetteifern zu wollen; allein er hob sich, unerreicht von ihnen, in ernster, schauerlicher Majestät empor und blickte auf das unterworfne Thal.

Die Schwestern gingen durch das unverschloßne Gitterthor in den einsamen Vorhof; allein die Thüren des Gebäudes waren verschlossen, da der alte Verwalter, welcher es jetzt bewohnte, ausgegangen war. Das Gras, das zwischen den breiten Steinplatten hervorsproßte, das wilde Strauchwerk, das den schönen Brunnen des Hofs beschattete, Alles zeigte, wie lang die Stätte unbewohnt gestanden hatte. — Aber als sie jetzt in den anstoßenden Garten traten, da leuchteten ihnen die Farben der Blumen in voller wohlgepflegter Pracht entgegen, und Balsamdüfte der edelsten Blumenarten umwogten sie von allen Seiten her. — Der Gärtner, ein alter treuer Diener, der jetzt ein kleines benachbartes Haus bewohnte, hatte aus Anhänglichkeit gegen seine Herrschaft die Gartenpflege fortgesetzt. Auch er war jetzt abwesend zu dem Friedensfeste, und die Fremden traten ganz ungestört in diese blühende Einsamkeit.

Der Garten war fantasienreich in verschiedene Blumengebiete, gleich als in einzelne Gärten abgetheilt, die bald erhöht, bald vertieft lagen, durch kleine Treppen verbunden und anmuthig mit Lauben und Bäumen geschmückt waren.

Eins dieser Blumenstücke zog sie vorzüglich an, in welches sie erst durch mehrere andre kamen und das überraschend wieder an den großen Thurm mit seiner flüsternden Pappelgruppe stieß. Die tiefste Einsamkeit herrschte hier, und diese Auswahl des ganzen Blumenflors schien, an diesem Orte in vorzüglicher Pracht vereint, in wunderbar deutsamem Abstand

gegen die alte düstere Trümmer der Vergangenheit. Eine Laube, wo Geisblatt und Jasmin ihre süßberauschenden Düfte mischten, von langwallendem Lycium überhangen, das seine niederfließenden Locken mit blauen Blüthen schmückt, öffnete gerade dem Thurme gegenüber ihren dunkeln Schooß. Die Schwestern nahmen Platz darin und freuten sich des ehrwürdigen Anblicks des alten romantisch umgrünten Gemäuers; ein schwarzes Eisengitter an dieser Seite des Thurms mit goldner Verzierung und Inschrift hatte ihnen verrathen, daß hier das Erbbegräbniß des Geschlechts sey, und dieser Thurm, den einst heldenmüthige Väter aufgeführt hatten, schien noch treu über der Asche ihrer Kinder zu wachen.

O hier, meine Klotilde, — rief Cäcilie — hier im Angesicht dieses ernsten Denkmals, sing' uns etwas aus deiner dichterischen Seele, zur Feier des heutigen Tages!

Gehorchend stimmte Klotilde ihr Saitenspiel, und sang das nachstehende Lied, das sich gleich einem Schwan über die stille Einsamkeit erhob:

Ueber schweigende Gefilde
Tönt der hohe Lobgesang;
Still am Boden Helm und Schilde,
Tief verstummt der Schlachten Klang.

Hoch und heilig steigt die Feier,
Säuselt durch die stille Luft,
Schwebt zum Thron der Gottheit freier,
Siegend über Tod und Gruft.

Jetzt in dämmernd weicher Hülle
Liegt die Flur, das Feld der Wuth,

Wo in tiefer Schlummerstille
Mancher edle Kämpfer ruht.

Nicht um leichten Preis geschlossen
Ward der Abgrund der Gefahr;
Blut und Thränen sind geflossen
Auf dem eisernen Altar!

Aus dem Blute sprießen Palmen,
Palmen, die zum Himmel wehn,
Wo im Chor der Siegespsalmen
Die verklärten Helden stehn. —

Bei dem lauten Jubel schweige
Du, zerrißner Sehnsucht Schmerz!
Steige mit den Palmen, steige
Auf zum Himmel, armes Herz! —

Hoch und heilig tönt die Feier;
Auf geliebter Todten Gruft
Ruhe, weicher Nebelschleier,
Bis die große Feier ruft.

Auch Cäcilie war tief bewegt. — Sie kehrten zu der Herberge zurück, vor deren grünumlaubtem Eingange jetzt schon einige der ältern Landleute bei der Kanne versammelt waren, während das junge Volk in einiger Entfernung unter der Ulme des Dorfes tanzte. — Die Alten standen ehrerbietig auf bei Annäherung der fremden Herrschaften, und Cäcilie erkundigte sich bei ihnen nach den Besitzern dieses so schönen und doch wüsten Schlosses.

Ach, gnädige Frau, — erwiederte ein ehrwürdiger alter Mann, der Schulze des Dorfes — unser Herr, so wie seine

beiden Söhne, ist schon lange nicht mehr hier. Der alte Herr von Hohenau — —

Von Hohenau? — wiederholten beide Schwestern und sahen einander an; Klotilde wechselnd erröthend und erbleichend. —

— Der alte Herr — fuhr der Landmann fort — ist lang schon fortgezogen zu dem jüngsten Herrn, der in der Hauptstadt verheirathet ist und über den Herrn Vater erstaunlich viel Gewalt hat. — Es soll unserm Herrn hier so einsam geworden seyn, seit der älteste junge Herr weg ist. — —

Und wo ist dieser? — fragte Cäcilie.

Der ist in Spanien an seinen Wunden gestorben, — erwiederte der Landmann. — Ja, wenn der noch lebte! der gute Junker Wilhelm! der war gleichsam der Schutzengel der ganzen Gegend!

Bei dem Namen Wilhelm wandten sich alle die Uebrigen der Gesellschaft, die vorher nicht auf das Gespräch geachtet hatten, herum, und riefen lebhaft und gerührt: Ja, bei Gott, das war er! Segen und Friede seiner Seele!!

Laßt uns sein Wohl trinken! — rief Einer, das Glas emporhebend. — Noch dort in die himmlische Seligkeit mag ihm der Segen unsers Danks folgen!

Und Alle stießen klingend an. Einige Jünglinge, durch die ungewöhnliche Bewegung aufmerksam gemacht, waren hinzugetreten; als sie hörten, wovon die Rede war, vergaßen sie ihre Tänzerinnen, tranken auch feurig das begeisterte Lebehoch und mischten sich in das Gespräch. — Die

schönste Todtenfeier eines Entschwebten, die Segenswünsche dankbarer Seelen!

Klotilde hatte sich bei dem entschiednen Bericht des Alten über das Endschicksal des guten Wilhelms leichenblaß zurückgelehnt. Das Schrecklichste, so sicher wir es auch geahndet hatten, wird doch noch schrecklicher, wenn es uns erst in ganzer furchtbarer Gewißheit entgegentritt. — Cäcilie sagte den Landleuten, daß sie den achtungswürdigen Verstorbenen sehr nah gekannt, und entfernte sich dann in höchster Beklommenheit mit ihrer Schwester, auf deren Gemüth sie den Eindruck dieser großen erschütternden Scene fürchtete.

Beim Weggehn sagte noch der Schulze zu Cäcilien: Wenn Sie etwas recht Ausführliches von unsrer Herrschaft hören wollen, gnädige Frau, so lassen Sie den Jäger Frankheim vor sich kommen, der lange Jahre auf dem Schlosse als Jäger in Diensten gestanden hat, ehe er seine jetzige Stelle in dem benachbarten Dorfe erhielt. — Er wird diesen Nachmittag auch zu dem Feste herüberkommen.

Cäcilie dankte für den Wink und begab sich mit ihrer Schwester auf ihr Zimmer.

Klotilde gehörte zu den stillen, über sich selbst Gewalt ausübenden Seelen, die der erste Schlag gleichsam nur betäubend trifft, die sich keine gewaltsame Aeußerung ihres Gefühls gestatten, indeß in ihrem Innern der Schmerz unheilbar und unsterblich fortglüht. — Sie rang nach Fassung, um die Ruhe der besten Schwester nicht zu trüben: sie bat selbst den Jäger kommen zu lassen, um von ihm noch genauere Nachricht über den theuern Verstorbenen zu

erhalten. — Denn wenn die Gewißheit, daß das geliebteste Leben auf dieser Welt für sie erloschen sey, sie schmerzlich niederschlug, so erhob es sie dagegen wieder, ihr frommes stilles Lieben so herrlich gerechtfertigt zu sehen, das nun in das Land über den Sternen verwiesen war. —

Der Jäger kam, trat ein, auf Cäciliens Veranstaltung. Es schien ein biedrer, treuherziger Mann, dessen Haare sich schon mit Reif zu decken begannen. Cäcilie entschuldigte, daß sie ihn bemühe. Ach, gnädige Frau, — versetzte er — Sie wünschen noch Etwas von unserm guten jungen Herrn, von Wilhelm zu hören, und mir ist es eine Wonne, von dem zu sprechen, wovon mir das Herz voll ist! — Der Engel ist nun längst bei Gott, — fügte er hinzu, und Thränen traten in seine Augen — aber gekannt hab' ich ihn, als er noch auf Erden lebte, wie vielleicht Keiner! Seit die Kinder geboren sind, bin ich in Dienst auf dem Schlosse gewesen; und unser Eins beobachtet da Manches, was man nicht ändern kann und was Einem doch das Herz zersprengen möchte. — Ich will damit nicht sagen, als ob der andre junge Herr nicht auch gut wäre; es kann Niemand über ihn klagen; es that Einem nur so weh, daß er so ganz erstaunend vorgezogen ward. Immer hieß es nur: der schöne Bodo! weil dieser freilich wie ein Wachsbildchen aussah. — Auch wenn Gäste da waren, so war des Lobens und Liebkosens kein Ende. An Wilhelm dachte kein Mensch. — Es kränkt mich jetzt manchmal, wenn ich bedenke: der arme junge Herr hat nun so früh aus der Welt scheiden müssen und auf so schmerzhafte Weise, und hat doch selbst in seinen Kinderjahren so gar keine Freude gehabt!

Aber sein Vater — fiel Cäcilie ein — wie konnte denn ein rechtschaffner Mann so ungerecht seyn?

Ach, gnädige Frau, — versetzte Jener — das hat nun manchmal auch so seine Ursachen. — Der gnädige Herr war gut, allein es soll ihm in seinen frühern Wünschen auch nicht nach Sinne gegangen seyn; und wie es denn nun so geht, er war in seiner Ehe und in seinem ganzen Leben dann nicht glücklich; nichts stand ihm auf dem rechten Flecke. Die gnädige Frau starb bald; an Bodo allein hatte er noch einige Freude; der sollte einer schönen Dame ähnlich sehen, deren Bild im großen Saale hing. — Ja, lieber Gott! Nun aber wuchs nicht Wilhelm auch zu einem stattlichen jungen Herrn herauf?

Durch das viele Loben und Schmeicheln war nun Bodo — mit Vergunst zu sagen — so eigensinnig und eitel geworden, daß Wilhelm in allem nur Möglichen nachgeben mußte, ob er gleich um zwei Jahre älter war, als Bodo. Was aber das Bewundernswertheste war, daß es dazu gar keines Zwangs bedurfte, sondern daß Wilhelm stets freiwillig und mit größter Freude Alles hingab, was sein Bruder verlangte, in Allem nachstand, wo es ein Vergnügen galt, und überhaupt beinahe mit eben so unbegrenzter Liebe an dem Bruder hing, als der Vater selbst! Auch nicht die kleinste Spur von Neid war da zu sehen; wie ein Engel lächelte Wilhelm, wenn sein Bruder gelobt und vorgezogen ward! — Ich kann ihn gar nicht vergessen! — sagte der alte Mann, indem er sich abwandte und die Augen trocknete. —

Wenn Jemand in der ganzen Dienerschaft — fuhr er fort — irgend Etwas versehn hatte, so wandten wir uns an

den guten Wilhelm, der dann vorbat oder wohl gar den Fehler auf sich nahm. So handelte er auch in spätern Jahren gegen die Unterthanen der zugehörigen Gemeinden. Alles freute sich darauf, daß er, als der Aelteste, das Gut bald übernehmen werde; als bei Gelegenheit der Aufforderung zum Kriege ein schwerer Kampf für das beste Herz auf der Welt entstand. Nicht daß ihm der Waffenstand entgegengewesen wäre, sondern nur die Erfahrungen, die er bei dieser Gelegenheit machte, waren so traurig; er sah zu deutlich, wie sehr sein Vater seinen Bruder vorzog, auch da, wo es Tod und Leben galt. Als es nemlich die Umstände erfordert hätten, daß Bodo einige Zeit lang die Waffen trage, wie froh war da der gnädige Herr, als Wilhelm sich bereit erklärte, für ihn in den Krieg zu gehen! — Das brach ihm wohl das Herz. — Dann kam noch Etwas hinzu, was ihm gewiß auch einen tödtlichen Streich versetzt hat. Während seiner Universitätsjahre hatte er ein Fräulein aus der Hauptstadt kennen lernen, die ihm sehr lieb seyn mochte; — unterdessen war auch Bodo nach der Hauptstadt gekommen, und wie sich der nun allenthalben geltend zu machen wußte, so hatte er auch in ihren Augen den Vorzug erhalten. — Bodo feierte die Verlobung mit dem Fräulein; Wilhelm ging in den Krieg, — ach, in den Tod!

Bodo hat sich nun mit der glänzenden Braut vermählt, und ob er gleich auch der Besitzer von den Erbrechten des armen Wilhelms seyn soll, so hat ihn doch seine prachtliebende Gemahlin vermocht, mit ihr in der Residenz zu leben, wo sie ein großes Haus machen. Dem alten Herrn, dem nun wohl sein Gewissen Vorwürfe machen mag, ist es

hier auf dem Schlosse zu einsam und schauerlich geworden, er ist auch zu der jungen Herrschaft in die Stadt gezogen, wo aber weder er noch Bodo ein sehr glückliches Loos haben mögen; denn in der jungen gnädigen Frau, die, im Vertrauen gesagt, sehr hoffärtig und gebieterisch seyn soll, scheint ihnen der Himmel ihre Strafe zugetheilt zu haben, — wiewohl wir nicht richten sollen! — Was den guten Wilhelm betrifft, so ist nach Spanien geschrieben worden, vorzüglich auf Andrang der Gemeinden, daß, wenn es irgend möglich, sein Leichnam noch hereingebracht und in dem Erbbegräbniß beigesetzt werden soll. — Daß er nur wenigstens Ruhe noch bei uns findet, wo er kein Glück gefunden hat! —

Thränen waren das Ende dieser Erzählung, die unverhehlt von drei guten Menschen vergossen wurden, welche nur an Stand, nicht an Gefühl verschieden waren. —

Mit Achtungsbeweisen entließen die Schwestern den biedern Jäger, dessen treuherziger Bericht Klotildens liebende Begeisterung nur noch mehr entflammte. — Standhaft hatte sie seine angreifende Erzählung ausgehört; als aber während und nach der Abendmahlzeit — die für Klotilden nicht da war — der gesprächige Wirth abwechselnd mit seiner Gattin hereintrat und Cäcilie sich mit ihnen in Gespräche einließ über die hiesige Landesart, die Wirthschaft und dergleichen, weil sie dadurch den Trübsinn ihrer Schwester zu zerstreuen hoffte, da war es Klotilden, als ob dies Zurücktreten in das gewöhnliche Leben ihr die Brust zersprengen wollte, und sie schlich sich leise hinaus. Durch eine Hinterthür ins Freie gelangend, flog sie noch einmal dem

lieblich einsamen Garten zu, der jetzt im zauberischen Mondesglanze lichtfeiernd ruhte. Sie fühlte jetzt erst, zu sich kommend, wie schreckend öd und todt das lange Leben vor ihr liege, und wie ihr der leise Gedanke doch eigentlich nah gewesen war, den noch einst wiederzusehen, von dessen Trefflichkeit ihr Herz schon längst gesprochen hatte! — Ach, Hoffnung ist die listigste von allen dem Menschen gebietenden Gewalten! sie weiß sich so verstohlen in das Herz zu schleichen und so geheim darin versteckt zu halten, wenn sie der Mensch schon längst entwichen glaubt, und wenn sie endlich doch einer grausamen Wahrheit weichen muß, so reißt das Herz nur unter heftigem Bluten sich von ihr los.

O Gott, — rief Klotilde, als sie jetzt auf dem Blumenstück zunächst dem Thurme angelangt war und ihr das schwarze Eisengitter des Erbbegräbnisses dunkel entgegensah, wo vielleicht bald der Staub des armen Wilhelms die Ruhe bei seinen Vätern finden sollte — (während die duftaushauchenden Blumenfelder im Mondlicht glänzten) — o mein Gott, gib mir Kraft, das Leben zu ertragen! — rief sie, indem sie sich unweit dem Eisengitter auf die Kniee warf, und die Hände emporgefaltet, ihr schwärmerisches Auge auf den Eingang des Begräbnisses richtete.

Lebend hab ich's ihm verschwiegen,
Jetzt vernehm' es seine Gruft!

sagte sie halb leise vor sich hin, bis der überwältigende Schmerz lauter ward, welcher die Außenwelt um sich vergaß. O, Wilhelm! — rief sie, Herz und Blick zu dem lichtverklärten Himmel emporrichtend, — du edelster von allen Menschen! hörst du die Stimme meines Schmerzes nicht mehr?

Dort von deinen lichten Sphären
Blicke mitleidsvoll auf mich!
Laß mich unter tausend Zähren
Dir gestehn, ich liebte dich!

Ihre thränendunkeln Augen kehrten jetzt aus den Gefilden des Himmels in die Gegend des Begräbnisses zurück — und — mit einem Schauer der Andacht wird sie dort im zartduftigen Mondlicht eine helle, leiswallende Geistergestalt gewahr. — O wär' es Wilhelms Geist! — war da ihr erster Gedanke — und käm' er, um auch mir zu seiner dunkeln Ruhestatt zu winken!

Aber die hohe, geistige Gestalt trat jetzt in voller verklärender Beleuchtung unter den Pappeln hervor, — und — nicht sein Geist — lebend und liebend stand — Wilhelm selbst vor ihr! —

Durch ein nicht ungewöhnliches trauriges Kriegsgeschick länger, verwundet, in der Gefangenschaft zurückgeblieben, war er jetzt eben erst zurückgekehrt, hatte seinen Vater überraschen wollen, und war durch den Anblick der holden weißen Gestalt gefesselt worden, in welcher er bald Klotilden erkannte.

Zweifelnd, entzückt vernahm er das Geständniß der feurigen Liebe, welches die liebliche Schwärmerin nur einem Todten zu weihen glaubte, sie, deren Bild er längst in tiefer Brust getragen hatte.

Klotilde! — rief er — himmlische Klotilde! — Die Einsamkeit, die Erweichung durch den Schmerz, Alles begünstigte den seligen Verlobungsbund, bei welchem reine Mondesstrahlen die überirdischen Zeugen waren, Blumen

mit Ambraduft den Tempel schmückten und Nachtigallen ihren Chorgesang aus den feiernden Zweigen sangen. —

Auch Cäcilie, die ihre Schwester mit Unruhe vermißt und hier vermuthet hatte, trat in das mondlich verklärte Eden ein. — Ihre freudige Ueberraschung bedarf keiner Schilderung, so wenig, als der Jubel aller der Treuen, die ihren edeln Herrn so heiß betrauert hatten, als er nun, ein Wiederauferstandner, in ihre Mitte trat.

Auch Wilhelms Vater, zu welchem sie reisten, hatte seit vielen Jahren die erste Freude wieder, als er die Töchter seiner unvergeßlichen Freundin sah; und seinen Wilhelm, welchem sein Bewußtseyn ohnedem schon längst hatte Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mußte er ja schon um der Sympathie willen lieben, mit der er ihm in Klotilden eine liebe Tochter zuführte. Er lebte künftig bei ihr und dem von Gott beschützten Wilhelm, auf dem schönen, nun nicht mehr öden Schlosse, und sein Herz verjüngte sich an dem holden, lebenden Abbild seiner Jugendgeliebten.

III.

Die Grabmäler.

Glaubensfestigkeit.

Ein einfaches Grabmal erhebt sich in der Kirche zu Wilsdruff, eines Städtchens einige Stunden von Dresden, dessen alterthümliche Verzierung seinen Ursprung aus einem der vorigen Jahrhunderte bezeichnet. Ein unerschrockner Bekenner seiner heiligen Ueberzeugungen hat dort die Ruhe gefunden, die man ihm auf dem Boden seines Vaterlandes versagte.

Dies sein Vaterland war Böhmen, und sein Name: Uslar von Kranzberg, geachteten und verehrten Andenkens in den Seelen seiner ihn überlebenden Glaubensgenossen.

Aus jenem Lande war der heldenmüthige, aber unglückliche Johann Huß entsprungen. Er hatte einen martervollen Tod dem Widerrufe einer Lehre vorgezogen, welche er heilbringend für die Menschheit hielt. Aus den Flammen seines Scheiterhaufens erhob sich hundert Jahre darauf, dem Phönix gleich, ein Schwan, der glücklicher, als sein sich selbst opfernder Vorgänger, seine Lehre siegreich durch einen großen Theil der Länder Europa's verbreitete. Allein das Feuer eben jener Flammen theilte sich auch heiß und begeisternd den Herzen der Anhänger jenes heldenmüthigen Märtyrers mit,

und in den Schrecknissen, welche der nachherige Hussitenkrieg über Böhmen und mehrere Länder verbreitete, zeigten sich Beispiele einer Selbstvergessenheit und Aufopferung irdischer Vortheile, deren sehr viele der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen. Eins davon giebt denn jenes einfache Grabmal.

Aus einem edeln Geschlecht Böhmens entstammt, war Uslar von Kranzberg von der Vorsicht mit einem vorzüglich reichen Antheil irdischer Glücksgüter begabt worden. In den schönsten Gegenden Böhmens besaß er drei stattliche Schlösser und ein prächtiges Haus in der Stadt Prag, wo man ihn seiner Einsicht und seiner unbestechlichen Rechtlichkeit wegen zum Burgemeister ernannt hatte. Alle diese Vortheile wurden indeß keine Bande für seinen freien aufstrebenden Geist; seiner Ueberzeugung nach ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, wußte er wohl, daß er sich durch deren ungescheute Bekennung der Gefahr aussetzte, alle jene reizenden Güter zu verlieren; allein wie hätte ihn das abhalten sollen, die Sache feurig zu vertheidigen, die er einmal für recht erkannt hatte und die eben damals in Gefahr stand zu unterliegen? Unerschrocken bekannte er sich zu seinem Glauben durch Wort und That.

Eine verhängnißvolle Zeit ging dahin; dumpfe Gewitterschwüle drückte auf den Häuptern der Verfolgten.

Eine heitre stille Winternacht hatte einst ihre Ruh über das schöne hochthürmige Prag verbreitet; auch Uslar war, von manchen Sorgen ermüdet, in einen ruhigen Schlaf gesunken. Mit einem Mal erweckte ihn ein schauriges Getös; rauhe Tritte näherten sich seinem Lager; noch rauhere Stim-

men schallten dazwischen, und er erkannte beim dämmernd einbrechenden Mondlichte eine bewaffnete Schaar, welche schon seine ebenfalls schlafenden Diener überrascht und gefangen genommen hatte. Es waren Männer von der siegenden Parthei, mit Vollmacht für ihre rohe Gewaltthat versehen.

Mit Ungestüm riß man den Schuldlosen von seinem Lager auf, und, ohne ihm zu gestatten, sich nur aufs leichteste anzukleiden, zwang man den schon Bejahrten, halb nackt und mit entblößten Füßen, seinen berittenen Schergen durch die kalte Frostnacht zu folgen.

Als sie an die Ecke der Straße kamen, hießen sie ihn noch einmal zurückblicken nach seinem verlaßnen Hause. Er warf einen flüchtigen Blick zurück nach dem Gebäude, dessen Hauptseite noch der scheidende Mond beleuchtete; — und schritt dann festen Trittes neben seinen Begleitern zu Pferde weiter.

Sie führten ihn hinaus zu einem seiner Schlösser; die Sonne ging eben auf und bestrahlte herrlich das schöne stolze Gebäude und seine lieblichen Gärten und Haine, die jetzt im weißen Schmuck des Reifes standen. —

Und willst du dieses Alles verlassen? — frug der Befehlshaber der Schaar mit furchtbarem Ton — oder deine Irrthümer abschwörend, zurückkehren zur wahren Kirche?

Ich will, — versetzte der Standhafte fest — ich will Alles verlassen, was ich auf Erden mein nannte, gilt es, mein Theil im Himmel zu erhalten.

Und so führte man ihn zu dem zweiten und zu dem dritten seiner Güter. Man wiederholte stets dieselbe Frage, und unerschütterlich blieb Uslar bei derselben Antwort.

Er hatte sein Urtheil gesprochen. Verbannt, aller seiner Würden beraubt, so wie Alles dessen, was er besessen hatte, ward er über die Grenze seines Vaterlandes gebracht. — Von seiner einzigen Tochter Ludomilla begleitet, welche ihm nach dem Tode einer theuern Gattin geblieben war, flüchtete er herüber in das glaubensfreie Sachsen, wo er noch Gutes wirkte, so viel in seinen Kräften stand, für das Heil der Sache, welcher er sich geopfert hatte, wo er jedoch, zweifellos zu Folge der erduldeten Drangsale, nach weniger Zeit — arm aber edel starb.

Nie darf wohl irgend eine persönliche Rücksicht auf den Bericht des geschichtlichen Darstellers Einfluß haben; indeß eine wehmüthige Erhebung ergreift doch unwillkührlich das Gemüth, wenn man sich sagen darf: „der edle Todte war einer deiner Urväter. Erhalte dich stets der Abkunft von ihm werth!" Ja, dies darf ich sagen, von dir abstammend, ehrwürdiger Uslar! Und dies Gelübde möchte ich als Opfer auf dein eingesunknes Grab niederlegen!

Die Güter Uslars von Kranzberg, so wie sein schönes Haus in Prag, sollen späterhin dem Grafen von Colowrath anheimgefallen seyn. Sein einfacher Grabstein in der Kirche zu Wilsdruff ist das Einzige, was ihm von irdischen Gütern geblieben war. Mit schlichter Kunst hat die dankbare Achtung seiner Glaubensgenossen darauf einen Berg und einen darüber schwebenden Kranz abbilden lassen, in Beziehung auf den Namen des darunter Ruhenden, dabei die Inschrift:

Der Berg ist überstiegen,
Der Kranz bekrönt das Siegen.

IV.

Die Künstlerin.

Gewiß gibt es keinen reizendern Genuß für ein gefühlvolles Herz, als den Spuren einer edlern menschlichen Natur in ihren oft labyrinthischen Tiefen nachzufolgen; entzückender ist dieser Genuß, als der Anblick zauberischer Landschaften schöner, aber lebloser Natur. Nur selten wird jene erhöhte Gunst des Zufalls dem Reisenden zu Theil; ein Begegniß indeß, das sich mir auf meiner Reise durch das südliche Frankreich darbot, erfüllt mich stets mit einer rührend lieblichen Erinnerung.

Mit diesen Worten begann die liebenswürdige Frau von O. in einem freundlichen Abendzirkel die Erzählung einer, für Mehrere der Anwesenden sehr anziehenden Begebenheit.

Der Eingang meiner Geschichte ist sehr einfach, — fuhr sie fort — so einfach im gemeinen Leben, als in dem Laufe der Romanenwelt, ein zerbrochenes Rad des Wagens; allein das, was sich an diesen alltäglichen Unfall anschloß, war doch nicht so gewöhnlich: ein Beispiel schönen, wahren häuslichen Glücks, des Glücks, von dem so viel gesprochen und geschrieben wird und das dennoch so Wenige nur kennen. Und ich fand diese Blüthen eines seligern Himmelsstrichs;

fand sie, was das Sonderbarste ist, auf den Trümmern eines durch Schwärmerei und Verirrungen zerstörten Jugendglücks.

Jene erwähnte kleine Widerwärtigkeit nöthigte uns, in einem lachenden Thale, unfern Toulouse, still zu halten; wir sahen in der Nähe kein Dorf; allein ein kleines reinliches Wohnhaus lehnte sich zur Linken an den Felsen, von einem Garten umgeben, der sich in blühenden Terrassen, voll von Lauben und anmuthig grün durchwachsnem Gitterwerk, den Berg hinanzog, bis ihn ein Wäldchen säuselnder Birken krönte. Der reizende Anblick setzte mich, ungeachtet des erlittenen Unfalls, in eine heitre Stimmung; ich sandte einen Bedienten, die Besitzer des Hauses um eine kurze Aufnahme anzusprechen. Wenige Minuten darauf öffnete sich die Thür, und eine weibliche Gestalt trat hervor, deren edler, anmuthsvoller Ausdruck ungemein lieblich zu meinem Herzen sprach; sie trug ein weißes ländliches Kleid, allein so einfach ihre Kleidung war, so lag doch darin, so wie in ihrer Haltung, etwas Idealisches, das Bildung und selbst ein wenig Sonderbarkeit verrieth.

Auf die anmuthigste Weise hieß sie mich willkommen, und bat mich, in ihr kleines ländliches Asyl zu treten, wo ich freilich nur einfache Bewirthung, doch die redlichste Herzlichkeit finden würde.

Bei meinem Eintritt in das Haus sprangen mir zwei Kinder entgegen, schön, wie die Liebesgötter, und blühend wie der Frühling, der diese glückliche Freistatt umgab; die kleinen Engel streckten mir grüßend ihre Händchen entgegen und bewillkommten mich durch alle mögliche Bezeigungen von Freude; der eine brachte mir sein Morgenbrod, während der

andere nach dem Garten eilte, um mir, in Ermangelung der Früchte, wenigstens eine Menge Blüthenreißer von Mandeln- und Limonienbäumen zu holen. Ich trat in ein einfach, aber geschmackvoll verziertes Zimmer, das mir meine gütige Wirthin zum Eigenthum anwies; sie selbst verließ mich auf einige Augenblicke, um auch für die Aufnahme meiner Dienerschaft zu sorgen. Ich fragte die Kleinen, die bei mir zurückgeblieben waren, um den Namen ihrer Mutter. Der Vater nennt sie nur Josephe, — antworteten sie mir — und weiter hat sie keinen Namen. Nicht wahr, Jeanette, — riefen sie einem hereintretenden Dienstmädchen zu — die Mutter hat weiter keinen Namen?

O ja, — erwiederte das Mädchen lächelnd — sie heißt ja Madame L.

Josephe L.! — dacht' ich bei mir selbst — seltsam! dies ist ja der Name der talentvollen Künstlerin, von deren trefflichen Arbeiten ich mehrere zu Paris sah und bewunderte! — eine Malerin von der ausgezeichneten Gattung.

Madame L. trat selbst wieder in das Zimmer; sie traf mich in der Unterhaltung mit ihren Kleinen an; ich sagte ihr etwas Inniges über diese liebenswürdigen Kinder, und bat sie zugleich, mich auf den Schauplatz ihres gewöhnlichen häuslichen Lebens, in ihr Wohnzimmer zu führen; denn so schön dies Zimmer sey, so fühle ich mich doch darin mehr als eine Fremde.

Mit einem dankbaren, bewegten Blicke sah sie mich an. Madame, — erwiederte sie — es liegt Etwas in Ihrem Wesen, das mir Vertrauen einflößt. Sie scheinen Gefühl zu haben für das, was mein einziges Glück auf der Welt aus-

macht; und gewiß lächeln Sie nicht darüber, wenn Ihnen irgendwo kleine Schwachheiten einer Mutter in die Augen fallen.

Mit diesen Worten führte sie mich die Treppe hinauf in das erste Stockwerk des kleinen Hauses; das freundliche, mit seinen hellgrünen Wänden, mit seinen weißen duftigen Gardinen mir entgegendämmernde Wohnzimmer machte die Mitte der Façade aus; zu beiden Seiten führten Thüren in zwei anstoßende Gemächer.

Madame L. zeigte mir in einem derselben, in ihrem Schlafgemach, die Wiege ihres dritten Kindes. Damit Sie sehen, daß ich Ihnen keinen Theil meines Reichthums verhehle, — sagte sie innig.

Die Sonnenstrahlen fielen durch die blühenden Pfirsichzweige, die die Fenster vergitterten, schimmerten an den weißen Wänden des Gemachs, und spielten um das Kind, das eben in ruhigem Schlummer lag, ein lächelnder Engel wie seine Brüder. Ich nannte sie glücklich! Ich bin es, — versetzte sie mit einem halb unterdrückten Seufzer — aber zuweilen ist der Weg sehr rauh, den wir zum Ziel unsers Glücks gehen!

Es thut mir weh, Madame, — fing sie nach einer kleinen Pause an — daß mein Mann das Glück nicht haben soll, Ihre Bekanntschaft zu machen! Er ist auf einige Tage verreist und wird erst morgen Abend wiederkehren.

Eine häusliche, aber wohlgeordnete Mittagsmahlzeit wurde mir durch die seelenvolle Unterhaltung meiner in Wahrheit bezaubernden Wirthin verschönt; ich staunte immer mehr

über die Gewandtheit ihres Geistes und über die Zartheit und Tiefe ihres Gefühls.

Ein Anfang von Freundschaft entspann sich zwischen uns, ehe wir es selbst bemerkten; ein vertraulicher Spaziergang in den Garten und in das reizende Thal schloß unsere Herzen nur noch mehr gegen einander auf, und so war mir die Nachricht sehr erwünscht, daß die Ergänzung unsers Wagens heute nicht beendigt werden könne, und wir also genöthigt seyn würden, bis morgen hier zu bleiben. Josephe bat mich, ihr noch den morgenden Tag zu schenken, und ich setzte mich diesem schmeichelnden Vorschlage nur schwach entgegen.

Wir verlebten schöne Stunden zusammen, wechselseitig theilten wir uns einander mit; allein ein gewisses zartes Zurückziehn in sich selbst verließ die neue Freundin nicht, und, so gern ich etwas Näheres von ihren häuslichen Verhältnissen gewußt hätte, so wagte ich doch nicht, sie darum zu fragen; nicht einmal den Stand ihres Mannes wußte ich; sie sprach allemal mit einem Ausdruck warmer Zärtlichkeit von ihm, in den sich Rührung und selbst eine Art von Wehmuth mischte.

Des andern Morgens war ich mit meinen kleinen Freunden allein, ungefragt erhielt ich von ihnen einigen Aufschluß über das Nähere der Familie.

Die Mutter — fing der Eine an — kann gar herrlich malen; siehst du, da, in dem blauen Kabinet, — er zeigte dabei auf die Thür linker Hand, die ich noch nie hatte eröffnen sehen — siehst du, dort hat sie alle ihre schönen bunten Malereien.

Aber der Vater, — fuhr der Andere fort — der ist gar nicht so geschickt, dem ist noch dazu sein Arm entzwei.

Freilich, der arme Vater! — nahm der Erste wieder das Wort — das mußt du ihm nicht vorwerfen! im Kriege ist das so.

Die Mutter trat so eben wieder ein, und mit ausnehmender Selbstzufriedenheit riefen sie ihr sogleich beide entgegen: Mutter, wir haben es schon der fremden Dame erzählt, daß des Vaters Arm entzwei ist, und daß du schön malen kannst!

Die Mutter wußte nicht sogleich, ob sie über die kleinen Herolde zürnen oder lächeln sollte; ich aber benutzte diesen Augenblick, ihr über ihre Zurückhaltung Vorwürfe zu machen, und sagte ihr zugleich, daß ich schon in Paris mehrere ihrer Arbeiten mit Hochachtung betrachtet hätte.

Unter den jetzigen Umständen, Madame, — erwiederte sie mit einnehmender Bescheidenheit — würden Sie mich für eigensinnig halten, wenn ich mich weigerte, Sie auch mit dieser Seite meines Wesens bekannt zu machen. Ja, ich bin jene Josephe L., deren Arbeiten das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen.

Wie? — rief ich — und Sie verbergen sich in dieser unbekannten Einsamkeit vor den Dankbezeigungen einer gerechten Bewunderung.

Ich verberge mich in dieser Einsamkeit — entgegnete sie — vor dem zerstreuenden, berauschenden Strome der Welt, der vielleicht einst für dies thörichte Herz nur zu viel Verführerisches hatte; o Madame! wer kennt das eigne Herz? Ein trügerischer Schimmer hatte mich irre geleitet und mich

lange Zeit den stillen Pflichten meines Geschlechts untreu gemacht und einer heiligen Stimme, die in meinem Innern tönte! Auf ewig sey er bis auf seinen Schatten von mir verbannt! Das kleine Glück, das ich mir noch aus dem Sturme gerettet habe, es erfüllt mein ganzes Herz, und soll es erfüllen bis zu dem letzten Seufzer meines Lebens!

Sie führte mich darauf in das kleine Heiligthum ihrer Kunst; ein heitres, freundliches Kabinet, das, so wie das Wohnzimmer, eine reizende Aussicht auf das schöne, von Bächen und lieblichen Wäldchen durchschnittene Thal hatte. Ihre Staffelei und alle ihre künstlerischen Geräthschaften waren hier versammelt.

Sie zeigte mir einige ihrer neuern Arbeiten, vorzüglich einige geistvolle Werke des Grabstichels, mit dem sie sich jetzt, wie sie sagte, vorzüglich beschäftigte. Ein größeres Oelgemälde war mit einem Schleier überhangen; ich bat sie um Erlaubniß, den Schleier aufzuheben. Es stellte ein männliches Brustbild dar; edlere, unwiderstehlicher einnehmende Züge hatte ich nie gesehen; aber nicht die Blüthe jugendlicher Heiterkeit schmückte sie; dies Gesicht schien der Kampfplatz zerrüttender Leidenschaften gewesen zu seyn; ein halb schmerzliches Lächeln zog sich um den edeln Mund; aber die himmlischen, die unschuldsvollen Augen blickten sanft herab, wie Sterne über ein verlaßnes Schlachtfeld leuchten. Die Darstellung war idealisch, aber einige Zeichen seines militärischen Costüms ließen mich in ihm einen Officier der französischen Armee erkennen.

O, wie hinreißend! — rief ich, von meiner Empfindung überrascht, ein wenig unvorsichtig aus. — Und das

Original dieses Bildes, Madame? Wäre es vielleicht Ihr Gemahl selbst?

Er ist es, — sagte sie leise — es ist mein armer François.

Diese Worte schienen ihr unwillkührlich zu entfliehen, und ich ward jetzt gewahr, daß sie bei dem Anschaun des Bildes in ein wehmüthiges Nachdenken versunken war. Dieser Anblick, das Bild, ihr Ausruf, Alles hatte etwas Unerwartetes, mein Interesse Erweckendes; ich ergriff ihre Hand, und mit einem Blick, der mein Innerstes verrieth, bat ich sie, mir etwas Näheres von ihrer Geschichte mitzutheilen.

Bewegt und mit einem Ausdruck edler Selbstverleugnung, bewilligte sie meine Bitte für den Nachmittag. Sie schien sehr angegriffen; einige Thränen entfielen ihren Augen, und sie verbarg einen Augenblick ihr Gesicht an meiner Schulter.

Wir verließen darauf das Kabinet; allein nach der Mahlzeit führte sie mich dorthin zurück, und wir nahmen dicht vor jenem Bilde Platz, das einen so rührenden Eindruck auf mich gemacht hatte.

Hier, meine Freundin, — sagte sie — unter diesem Bilde, das noch die Spur der Leiden an sich trägt, welchen ihn mein unglücklicher Irrwahn preisgab, hier will ich Ihnen das Bekenntniß meiner Verirrungen ablegen; o gewiß, — rief sie, indem sie noch einmal wehmüthig die holdseligen Züge betrachtete, — gewiß, die Männer sind nicht so schlimm, als sie viele der Unsern glauben, wenn wir nur nie aufhörten, das zu seyn, wozu uns die Natur für ihren Lebenspfad bestimmte: Ihre guten Engel!

Lassen Sie mich den Eingang zu meiner Geschichte durch ein Sonett finden, das ein dichterisches Gemüth wie aus meiner innersten Seele gesprochen hat, und das Ihnen einen Ueberblick des Ganzen geben kann, welches ich Ihnen vorzutragen habe.

Mit Liebe werden Alle wir geboren,
Zu heil'gem Bund wird Jeder eingeweiht;
Nur Selbstsucht trennt die schöne Einigkeit,
Und gibt uns hin in eigner Lust verloren.

Doch regt die Liebe, die man abgeschworen,
Bald wieder sich in öder Einsamkeit,
Man fühlt sich mit dem bessern Selbst entzweit,
Und nur zu Qual und Bangigkeit erkohren.

Seyd uns willkommen dann, ihr tiefen Schmerzen,
Der Sympathie geheimnißvolle Weihe!
Ihr nährt in uns der Gottheit heil'ge Flammen.

Nah ist der Friede dem zerrißnen Herzen;
Die Liebe knüpft den schönen Bund aufs neue,
Und schließt durch Wunden fester uns zusammen.

François liebte mich, liebte mich mit einer beispiellosen Zärtlichkeit; kein Opfer war so groß, das er mir nicht mit Freuden und der edelsten Selbstvergessenheit dargebracht hätte.

Sie haben sein Bild gesehen, und können urtheilen, ob sein Aeußeres unfähig war, Theilnahme für ihn einzuflößen; er diente damals als Officier unter einem Grenadier-Bataillon unsrer Armee. Mein Gefühl sagte mir vom Anfang unsrer Bekanntschaft an, daß er der Liebenswürdigste seines

Geschlechts sey; allein für den höchsten seiner Vorzüge, für sein unvergleichliches Herz und für die rührenden Beweise einer tiefen treuen Zärtlichkeit hatt' ich damals keinen Sinn; meine jugendlich aufstrebende Phantasie war nur nach Größe gerichtet, nach jener Größe, die ein Weib so selten erreicht und der sie wenigstens nicht die heiligen Pflichten ihres Geschlechts aufopfern sollte.

Ich stand damals am Eingang einer Laufbahn, die für das Herz eines jungen Künstlers so viel Blendendes hat. Ein Morgenroth von künstlerischem Ruf begann mir eben aufzudämmern, und warf einen wunderbaren Schimmer in mein vor mir liegendes Jugendland hinein. Ich schwärmte in der Lieblingsidee, mich ausschließend der Kunst zu widmen, in einiger Zeit aus der Provinz, in der ich lebte, nach Paris zu gehen, und dort auf dem Wege des Ruhms das Glück meines Lebens zu suchen, das ich aus der Hand der zärtlichsten Liebe verschmähte.

D'Argensville mit seinen Biographien berühmter Maler war mein liebster Gesellschafter, nur Schade, daß ich, zu wenig richtig geleitet, den hohen Sinn der Kunst und ihrer unsterblichen Söhne nicht selten misverstand: Ich glaubte die Kunst anzubeten, während ich, mir selbst unbewußt, dem Idol der Ruhmsucht fröhnte; denn wahre Liebe für die Kunst erstickt nicht die Stimme der Natur, der Liebe in einem edlen Herzen: sie ist mit ihr verwandt, sie verschmilzt sich schwesterlich mit ihr. —

Mein Geist gefiel sich in der Kälte, mit der ich mich allen Fesseln eines liebenden Verhältnisses zu entwinden wußte. François hatte zu viel Uebereinstimmendes in geistiger

Bildung, in Ansichten, in Gefühlen mit mir: er zeichnete sich zu sehr von dem großen Haufen aus, als daß mir sein Verlust hätte gleichgültig seyn sollen; sein Umgang, sein ganzes Wesen war mir beinahe unentbehrlich geworden, und, ohne einen Gedanken von Coquetterie zu haben, wußt' ich ihn immer festzuhalten, wenn er zuweilen, müde meiner unerschütterlichen Härte, die Fesseln zu zersprengen dachte, die ihn an mich banden. Nur angehören wollte ich ihm nicht, und seine rührendsten Bitten, mich nur für seine Gattin zu erklären und dann ungehindert meiner künstlerischen Neigung nachzuhängen, erfüllten mich allemal aufs neue gegen ihn mit Kälte; nicht der Gefälligkeit eines Mannes wollt' ich erst das verdanken, was ich mein freies Eigenthum, mein Höchstes nannte.

Werden Sie einen solchen Widerspruch der menschlichen Natur begreifen können, Madame? und werden Sie vielleicht eine kleine Entschuldigung für mich darin finden, wenn ich Sie auf die Umstände meiner frühesten Erziehung aufmerksam mache? O wie oft liegt der Keim zu den Tugenden und zu den Fehlern des Menschen in kleinen, unbedeutend scheinenden Umständen der Außenwelt!

Ich hatte früh meine Eltern verloren, und, im Hause meines reichen, prachtliebenden Vormunds und seiner glänzenden Gattin aufgezogen, war mir nie ein Bild stillen häuslichen Glücks, nie ein Bild reiner Zärtlichkeit vor Augen gekommen; Alles athmete dort einen rauschenden, selbstsüchtigen Genuß. Meine lebhafte, vielleicht zu energisch geschaffne Seele fand frühzeitig eine Leere in allen diesen Vergnügungen; ich sehnte mich nach Liebe; ich schmiegte mich

mit kindlich unschuldiger Innigkeit an die, die mir der Eltern Stelle vertreten sollten; man wies mich fremd zurück.

Jetzt schmachtete ich, mit Feuer einen Gegenstand zu umfassen, der meinem Herzen Beschäftigung gäbe, und ich fand ihn in meiner frühen Anlage für die Kunst. Diese Anlage, so mäßig sie in der That seyn mochte, war von meinen frühsten Kinderjahren an gebildet und geschmeichelt worden; ihr verdankte ich das, was andern Menschen schon früh die Liebe im Kreise zärtlicher Verwandten gewährt, süße Reden, freundliche, aufmunternde Blicke; — und so lernt' ich früh den Schmeichelton der Ehre für die Stimme der Liebe nehmen. Auf die Kunst wandt' ich jetzt alle Kräfte meines Gefühls und meiner Einbildungskraft; auf sie richtete ich meine einzige Hoffnung.

Ich wuchs heran, und mit mir wuchs das Bestreben nach rühmlicher Vervollkommnung und eine Art von Trotz gegen die Abhängigkeit von fremder Liebe. Vielleicht war es das Gefühl des Unrechts, mit dem man von jeher die bessern Eigenschaften meines Herzens übersehen, vernachlässigt hatte, jetzt aber einen Schimmer von Talent mit Schmeicheleien überhäufte, was mich mit Geringschätzung erfüllte. Die Männer, wie ich sie im Hause meines Vormunds sah, hatt' ich nie können achten lernen; sie kamen mir gleich bunten Schmetterlingen vor, wenn sie in unsern Abendzirkeln von einer Dame zur andern flatterten, und ihr nichtgefühlte, nichtgedachte Artigkeiten sagten.

Daß sich ein Gefolge von ihnen, wie es gewöhnlich die Schritte einer Künstlerin umschwärmt, auch an die meinigen heftete, war wohl nichts Auffallendes; aber glauben Sie

mir, Madame, nicht Eitelkeit hatte damals noch meine unschuldige Seele vergiftet; mehr eine gewisse angeborne Gutmüthigkeit machte mich minder streng gegen ihre Lobeserhebungen, gegen ihre sinnlosen Couplets auf mich, als es wohl meiner Lage ziemte; ich hatte zu tief den Schmerz der Vernachlässigung gefühlt, eine heimliche Dankbarkeit erfüllte mich gegen die, die mich auszeichneten, ob ich sie gleich gering schätzte.

Zu eben der Zeit wollt' ich durch die Gleichheit, mit der ich Alle behandelte, meine völlig freie Unabhängigkeit von der Liebe bewähren. Gefällig lächelnd nahm ich die thörichtsten Verse auf, und hatte immer für ihre Verfasser etwas Verbindliches in Bereitschaft; aber daß ich dadurch ein tiefes, fühlendes Gemüth, ein Herz, für wahre Liebe geschaffen, bis auf den Tod verwundete, davon hatte ich keine Ahnung, und doch — ach, Madame, wird sich je ein tugendhaftes Weib ein Betragen, wie das meinige, vergeben? Durch tausend Züge einer höhern Uebereinstimmung nährt' ich die Leidenschaft des mir verwandten Mannes, von dem mich doch mein Stolz immer wieder trennte; ich stieß den zurück, den ich doch im nächsten Augenblicke, von einer wunderbaren Macht getrieben, wieder an mich riß!

Eine dieser Scenen, denen unzählige vorangingen, schwebt mir noch besonders lebhaft vor. Ich hatte eines Abends den Freund meiner Seele fremder und zurückstoßender behandelt als je; denn gewöhnlich in dem Maaße, als ich mein Herz in einer zu großen Neigung für ihn überrascht zu haben meinte, sucht' ich mich öffentlich von ihm loszusagen, suchte absichtlich jeden der geistlosen Schmeichler ihm gleich zu setzen,

ja selbst vorzuziehen. Der stille Vorwurf, der in seinen Mienen lag, machte mich noch aufrührerischer gegen die Rechte, die ich ihm schon gegeben hatte, und mit einem scheinbaren Wohlgefallen ging ich in die auffallend schmeichelnde Unterhaltung eines jungen Wüstlings ein.

Unwillkührlich blickt' ich in einigen Minuten nach meinem armen François, der schweigend und den Blick auf mich geheftet in der Entfernung stand; ich sah ihn erblassen und, unter dem Vorwand einer schnellen Unpäßlichkeit, unser Haus verlassen.

In solchen Augenblicken flog mich denn doch zuweilen eine leise Ahnung an, daß er das einzige für mich geschaffne Wesen sey, und daß einst Gott sein Glück von meinen Händen fordern werde.

Die Tage, an denen er nicht bei uns erschien, wurden mir nun zur Qual; er war krank gewesen, so hörten wir von seinem Bedienten; die Kraft seiner Vernunft hatte hart mit der so schlecht vergoltnen Leidenschaft gerungen; aber war er denn stark genug, ihre Bande ganz zu sprengen? Ein Wink von mir, und er flog herbei. —

Aber mit entstelltem trüben Ansehn. Wir waren allein. Sie sind krank gewesen, — sagt' ich halb verlegen — so haben wir erfahren; ist es wahr?

O Josephe, sparen Sie die Worte! — entgegnete er bitter, indem er sich auf einen Stuhl niederwarf und das Gesicht in seine Hand verbarg. — Was kann dir wohl, — fuhr er nach einer Weile im Ausdruck des innigsten Schmerzes fort — was kann dir an dem Zustande des Menschen liegen, mit dessen Ruhe du so fühllos spielst? Weckst

du mich nur darum immer wieder zum Leben, um mich im folgenden Moment aufs neue schmerzlicher zu tödten? O Josephe, ist das der Preis einer Liebe, wie die meine? Undankbarstes, grausamstes der Mädchen! so gib mich denn wenigstens frei, wenn du mich nicht lieben kannst! Ja, ich verschmähe deine Fesseln! ich liebe dich nicht mehr, ich —

François! — rief ich bewegt; — und wie das Eis des Winters vor der erwärmenden Frühlingssonne schmilzt, so brach bei meinem freundlichen, mitleidigen Lächeln ein Strom von Thränen aus den holden, schwärmerischen Augen, und er bedeckte meine Hände mit tausend Küssen heißer Zärtlichkeit.

Ich war gerührt. Meine ganze Seele neigte sich in solchen Augenblicken zu ihm hinüber. Es waren nur einzelne Sonnenstrahlen, welche die Liebe in den Grund meines Herzens warf. So fällt die Sonne des jungen Frühjahrs in ein schneeichtes, von Bergen rings umgebnes Thal; es ist noch zu früh, die Felsen halten ihren milden Einfluß ab, und der lang gelegne Schnee weicht ihrer Herrschaft nicht. Zu lang' hatt' ich den Traum von idealischer Freiheit, zu lang das Mistrauen gegen männliches Gefühl genährt.

Hoffnungsloser als je, trennte sich François von mir, als sein Regiment Befehl erhielt, nach Italien aufzubrechen, wo damals der Hauptschauplatz des Krieges war. Beim Abschied riß er noch die schönen goldnen Ohrringe aus den Ohren, die eine seiner vorzüglichsten Zierden waren. Sie wissen, wie viel ein Franzos, besonders aus den südlichen Provinzen, auf diesen Nationalschmuck hält. Auch François glaubte treuherzig allen Effect seiner Schönheit davon

abhängig. Er warf mir sie zu Füßen. Undankbares und doch bis zum Wahnsinn geliebtes Mädchen, — rief er — nimm diesen jetzt unnützen Schmuck zum Zeichen, daß ich auf Erden nie den Augen eines Weibes mehr gefallen will!

Ich war bestürzt; er riß sich schnell von mir los. In meinem Leben entsinn' ich mich nicht, einen so wahren und durchdringenden Schmerz gefühlt zu haben, als damals, da mir, nur wenige Augenblicke nach seinem Weggange, der Generalmarsch aus der Ferne klang! —

Es war mir, als erhebe sich eine Schranke zwischen mir und meinem Glück, und unwillkührlich entstürzte meinen Augen eine Flut von heißen Thränen. Ach, es waren wohl Thränen der Vorempfindung, daß auf ihn und mich so manche bittere Stunde in der Zukunft warte. Ist es nicht, als ob uns zuweilen ein schneller Lichtblick besserer Einsicht auf Augenblicke den Nebelschleier unsers Irrthums lüfte, und uns den Abweg sehen lasse, auf dem wir wandeln?

Meine Reise nach Paris war indeß festgesetzt; ich sah dem Aufblühn meiner Lieblingshoffnungen entgegen.

Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und der Zerstreuungen, die mir bei meiner Ankunft in Paris entgegenkamen, wirkte mächtig auf meine Fantasie; ich machte einige Fortschritte in der Kunst, und genoß die Früchte davon in aller ihrer bezaubernden Fülle. Das Haus, in dem ich lebte, gehörte zu den angesehensten und geschmackvollsten in Paris; ich berauschte mich in allen Vergnügungen der großen Welt, und, so treu ich immer der Ehre blieb, so un=

treu ward ich jener innern, stillen Tugend, die höher als die Ehre steht.

Einige Jahre hindurch glaubt' ich das Glück gefunden zu haben; allein Vergnügungen und Ruhm sind nicht die Elemente, in denen ein weibliches Herz sich lange frei bewegen kann; nur zu bald fühlt' ich den Ueberdruß und die Leere, welche die Strafe meiner Verblendung waren. Ich hatte viele Männer gefunden, die mir von Liebe sprachen, aber keinen, der mich so uneigennützig und so treu geliebt hätte, als François, und keinen, für den mein Herz sprach, wie für ihn.

Eines Tages, als ich etwas unter meinem Putzwerk suchte, fielen mir die tief vergrabnen, lang vergeßnen Ohrringe wieder in die Augen, und mit einem Male stand sein Bild lebhaft, aber schmerzlich, vor meiner Seele; meine ganze glücklichere Vergangenheit stieg wieder auf; ich fühlte, daß ich den Frieden meines Lebens mit meinem unvergeßlichen Geliebten von mir gestoßen hatte, und unter heißen Thränen drückte ich die rührenden Pfänder seiner Schwärmerei und seiner Zärtlichkeit an mein Herz, an meine Lippen. —

Eine stille Schwermuth bemächtigte sich von dieser Zeit an meiner; ich ließ keine Gelegenheit vorbei, mich bei den Officiers, die von der Armee kamen, nach ihm zu erkundigen; doch das, was ich von ihnen, und vorzüglich von einem meiner Verwandten hörte, der von unsern Verhältnissen unterrichtet war und der mit ihm unter einer Division gedient hatte, konnte nicht dazu dienen, mein Herz zu beruhigen.

Der arme François! wie oft hatte er mich seinen guten Engel genannt! und ach, sein guter Engel hatte ihn verlassen! hatte ihn verrätherisch hinausgestoßen in das verderbliche Gewühl der Welt, mit einem unverwahrten, nur zu gefühlvollen Herzen!

Eine Zeit lang hatte er mit schwärmerischer Treue an meinem Andenken gehangen; allein die Nachricht von meinen Zerstreuungen und vorzüglich von meinem Verhältniß zu einem jungen Manne aus einer unsrer reichsten und angesehensten Familien, mit dem man mich allgemein versprochen glaubte, hatte ihn in eine finstre Verzweiflung gestürzt, und während ich Unsinnige einen Genuß darin fand, mich von jenem prächtigen Bewundrer im Schauspiel und andern öffentlichen Versammlungen, wie von meinem Schatten, umschweben zu lassen, war der zärtlichste und edelmüthigste Liebhaber ein Raub der fürchterlichsten Schmerzen gewesen.

Um mich, um sich selbst zu vergessen, hatte er sich in einen Strudel von Zerstreuungen aller Art gestürzt, durch die in kurzem sein Glück und seine Ruhe vernichtet worden waren. Herzlose Coquetten hatten mit seinem weichen Herzen gespielt — — ach Gott! das ich ihnen selbst zur Beute hingegeben! — die Karten sein bedeutendes Vermögen zu Grunde gerichtet; er war jetzt ganz verarmt, und ganz allein in der Welt! Das Einzige, was ihm blieb, war der Ruf ausgezeichneter Tapferkeit, den ihm seine Waffenbrüder einstimmig zugestanden.

Ich überlasse es Ihnen selbst, Madame, sich die Em-

pfindungen vorzustellen, die eine solche Nachricht in einem nicht ganz verwahrloseten weiblichen Herzen hervorbringen mußte; mein Leben war von dieser Zeit an verbittert, und ich büßte gerecht, aber schwer, meine Verschuldung an der Liebe, bis ein mitleidiger Genius das Ende meiner Leiden herbeiführte.

Eine Tante, die in Italien verheirathet war, wünschte meinen Besuch; das Studium meiner Kunst machte mir eine Reise in jenes Land sehr vortheilhaft, und für mein Herz war es eine süße Beruhigung, mit meinem armen Freunde wenigstens unter einem Himmelsstriche zu leben, wenn gleich alle Verbindung zwischen mir und ihm aufgehoben war.

Das Landgut meiner Tante lag in der Gegend von Lodi, und es war kurz nach meiner Ankunft bei ihr, als jene Schlacht vorfiel, die den Namen meiner Nation mit Ruhm, aber auch den Boden jener Gegenden mit Leichen ihrer Tapfern reich bedeckt hat. Das Haus meiner Tante ward mit Verwundeten angefüllt, die man vom Schlachtfelde dahin brachte; mit geschäftiger Besonnenheit war diese würdige Frau zur Pflege der Verwundeten bemüht; sie gehörte zu den starken Seelen, bei welchen das Mitleid den Charakter eines menschenfreundlichen Heroismus annimmt.

Ich konnte mich nur mit Zittern entschließen, ihr in den großen Saal zu folgen, wo Officiers und Gemeine noch in trauriger Gleichheit vermischt beisammen lagen; die mannigfachen Bilder des Elends, die sich mir darstellten, erschütterten mein Herz. Die Möglichkeit, meinen verlornen Ge-

liebten vielleicht in der Zahl dieser Unglücklichen zu finden, und die Gewißheit, ihn, wenn ich ihn fände, nicht anders, als erbittert und entfremdet wiederzufinden, machten mich gleich lebhaft erzittern.

Die Dämmerung war schon eingebrochen; meine Tante näherte sich einem der Verwundeten, der ihre Aufmerksamkeit vorzüglich zu erregen schien; er strebte mit einer schmerzhaften Bewegung, sich empor zu richten, und hielt mit der Decke seines Lagers eine Wunde in seiner Seite zu. —

Was fehlt Ihnen? — fragte meine Tante.

Meine Wunde hat sich geöffnet, Madame! — sagte er leise, mit einem Ton der Resignation, der unsern Kriegern eigen ist, und der diesmal mehr, als je, mein Innerstes durchschnitt.

Der Arzt, den meine Tante hatte herbeirufen lassen, näherte sich ihm mit Licht, und wir entfernten uns; aber bei dem Scheine des Lichts — denn wir hatten vorher sein Gesicht nicht unterscheiden können — erkannte ich — Gott im Himmel, Madame! kann ich Ihnen meine Empfindung beschreiben? als ich die Züge meines geliebten, meines unglücklichen François erblickte! — —

Ich entdeckte meiner Tante etwas von der Ursache meiner Bewegung und flehte sie an, sich des Unglücklichen anzunehmen. Ihr großmüthiges Herz bedurfte keines fremden Antriebs; sein Name, nach dem sie sich erkundigte, sagte ihr, daß ich mich nicht geirrt habe. —

Ein bequemes Zimmer ward ihm eingeräumt und nichts zu seiner Heilung versäumt; allein mir selbst verstattete sie nicht, ihn zu sehen, so lange sein Zustand gefahrvoll sey; sie fürchtete mit Recht nachtheilige Folgen von der Erschütterung, die ihm mein Anblick verursachen mußte. —

Seine Wunden besserten sich; allein ich erfuhr, daß er zum Dienst unfähig werden würde: denn eine Kugel hatte seinen linken Arm gelähmt; dies spannte meine Leidenschaft für ihn nur höher; gibt es ein stärkeres Band für das Herz eines Weibes, als das Mitleid? Sein Bild war mir unablässig vor Augen, wie ich ihn unter den Verwundeten fand: ich hörte die leise, auf das Leben verzichtende Stimme; ich sah, wie sein Blut in stillen Strömen aus den Wunden quoll, und Alles, was ich je für ihn gefühlt hatte, gewann jetzt einen edlern, heiligern Charakter.

Meine Tante gestattete mir jetzt die Erlaubniß, ihn zu sehen; sie hatte ihn auf meinen Besuch vorbereitet und von ihm erforscht, daß ich seinem Herzen noch immer nicht fremd geworden sey. Mein Herz schlug heftig, als ich in sein Zimmer trat, — unser Wiedersehn — ich bin es nicht im Stande zu beschreiben! — Können Sie mir vergeben? — sagt' ich, sobald wir uns allein sahen — können Sie mir den Schein vergeben, den meine Unvorsichtigkeit auf mich geworfen hat? und würdigen Sie mich noch, die Versicherung von mir anzunehmen, daß, seit wir uns nicht sahen, kein anderes, als Ihr Bild, in meiner Brust gewohnt hat?

Er sah mich zweifelnd an. Engel meines Lebens! — rief er unter hervorstürzenden Thränen — warum so spät?

— es ist zu spät, Josephe; ich kann Ihnen kein Glück mehr bieten, das Ihrer würdig wäre!

Er verbarg sein Gesicht in meine Hand, die ich mit einer unaussprechlichen Empfindung von seinen Thränen überströmt fühlte.

Mein François! — rief ich, indem ich ihn fest an meinen Busen drückte — mein Einzig- und Ewiggeliebter! Ich verschmähte deine Liebe, als du noch glücklich warst; erlaube jetzt, daß ich das Erbtheil meines Vaters und das meiner Kunst mit dir theile! Erlaube, daß ich auf das Leben, das ich trübte, noch einen sanften Sonnenblick zu werfen suche! — —

Mein armer Freund genas allmählig; allein nur mit vieler Mühe konnte ich ihn bewegen, die Verbindung einzugehen, die jetzt mein einziges Glück ausmacht; François liebt die Einsamkeit, und mit Freuden zog ich mich mit ihm in diese reizende Einöde auf dem Boden seiner vaterländischen Provinz zurück. Der Ertrag meiner künstlerischen Arbeiten ist jetzt sehr bedeutend, und gibt mir Mittel, das Leben meines Geliebten mehr zu verschönern, als es der ehrenvolle, aber gemeßne Jahrgehalt eines verabschiedeten Kriegers vermöchte.

Nur von Zeit zu Zeit bringen wir einige Monate in Paris zu, ein Aufenthalt, den mein Studium der Kunst nöthig macht; aber immer kehren wir mit Wonne in dies stille Thal zurück.

François hat sich durch einige schriftstellerische Versuche aus dem Felde der Kriegskunst nicht unrühmlich bekannt

gemacht; sein Lieblingsvergnügen aber ist das Studium der Pflanzenkunde, die er mit Leidenschaft liebt, und der zu Liebe er oft von Sonnenaufgang an durch Felder und Wiesen streift; ich widme die Zeit seiner Entfernung meiner Staffelei und der Erziehung und Pflege meiner Kinder, die das heiligste Kleinod meines Lebens sind.

Jenes Bild hab' ich in den ersten Tagen nach unserm Wiedersehn gemalt; ich hoffe, daß es mir seit dieser Zeit gelungen ist, einige Schatten von diesem Engelsangesicht hinwegzuwischen, und — — vielleicht verzeiht mir dereinst die ewige Güte eben so, wie mein Geliebter mir verziehen hat.

Josephe endigte hier ihre Geschichte; ich konnte ihr den Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte, mehr durch eine stumme Rührung, als durch Worte zeigen, als wir durch das Geschrei der Kleinen unterbrochen worden.

Der Vater kömmt! der Vater kömmt! — riefen sie jauchzend; und François selbst trat ein.

Josephe eilte ihm entgegen, und sank an seine Brust, mit einer Zärtlichkeit, die etwas unbeschreiblich Edles und Rührendes hatte, und die mit einer Art von zarter Ehrerbietung gemischt war. Sie hob den Einen der Kleinen zu den Küssen des Vaters empor; er beugte sich zu dem Andern herab; sie hingen an seinem Halse. —

Mit Entzücken haftete mein Blick auf der reizenden Gruppe. François war ganz das Original des schönen Bildes; die schwarze Binde, in der er den gelähmten Arm

trug, verschönerte ihn mehr, als sie ihn entstellte, und die bedeutenden goldnen Ohrringe schimmerten wieder zwischen den schönen schwarzen Locken, gleich den zwei Sternen, die als himmlische Versöhnungszeichen nach überstandenen Stürmen durch die Wolken funkeln.

Nachdem die ersten Bewillkommnungsgrüße vorüber waren, machte mich Josephe mit ihrem Gatten bekannt; ich brachte noch einen glücklichen Abend in diesem Heiligthume der Liebe zu, und trennte mich am andern Morgen mit Dank und Ehrfurcht von der liebenswürdigen Familie, die ein unvergeßliches Bild in meiner Brust zurückgelassen hat.

V.

Der Dom zu Naumburg.

Sage aus dem Alterthum.

Wenn du, o Fremdling, einst die reizenden Gestade der Saale besuchest, und du siehst in einem zauberischen, stromdurchfloßnen Thale sich drei majestätische Thürme aus dem Dufte erheben, die wie Geister der Vorwelt ernst und feierlich und schweigend auf die blühenden Gefilde schauen: wisse, das ist der Dom zu Naumburg. Versäume nicht, wenn du eintrittst in die alte, ehrwürdige Stadt, auch den Bau zu begrüßen, in dessen hallenden Gewölben noch heiliger Schauer der Vorzeit weht. Viele Denkmäler jener ritterlichen Zeiten wirst du dort erblicken; wallende Fahnen, als Siegeszeichen aufbewahrt; Waffen dort zur Ruhe bestatteter Helden, und manch rührendes Gebild in Stein gehauen. Zwei derselben sprechen das Herz besonders deutsam an: du wirst an einer der Seitenwände eine weinende Jungfrau sehen, und ihr gegenüber einen lachenden Ritter; an einer andern Stelle aber eine triumphirende Jungfrau, und ihr gegenüber einen weinenden Ritter. Das ist die holde Agnes, die Stifterin des nahgelegenen Klosters zu St. Ursula, und ihr Geliebter, Ritter Adelbert*), der zugleich ihr Vetter war.

---

*) Sonst auch Eckard genannt.

Wohl traurig ist die Kunde von der zarten, edeln Jungfrau und dem minniglichen Ritter. Der Ritter war hoch und strahlend wie das Gestirn des Tages; die Jungfrau lieblich wie die Morgenröthe: allein die stolze Sonne mag nicht weilen bei der sanften Morgenröthe; vergebens streckt sie ihre Rosenarme weit am Himmel aus nach dem enteilenden Geliebten; er eilt dahin, verfolgt am hohen Himmel seine Bahn, bis er ermüdet sich zu der verlassnen Freundin sehnt, die nun, verwandelt in Abendröthe, ihn empfängt — nun aber sinken sie beide in Nacht. —

Die holde Agnes war die Tochter eines mannhaften und biedern Ritters aus dem Thüringerlande; allein obwohl die Erbin reicher Schätze, war sie doch eine elternlose Waise von früher Kindheit an: ihr edler Vater war geblieben auf dem Felde der Ehre, und ihre Mutter hatte die Verwaiste nie gekannt. Inzwischen zog ihr Reichthum, so wie die Anmuth ihrer Bildung, gar viele Freier um sie her; der stattlichsten und schönsten Ritter wohl aus nah und fernen Landen. Sie stritten und turnirten um sie, verlangten ihre Farben zu tragen, und schmeichelten ihr mit allen süßen Reden, die den Liebenden nur zu Gebote stehen mögen. Dem allen ungeachtet wollt' es doch Keinem gelingen, die Liebe der ersehnten Jungfrau zu gewinnen; denn sie hatte ihr Herz von früher Jugend an zu ihrem Vetter Adelbert gewandt, als er heimkehrte aus dem Kriege von Italien. Adelbert, den sie nicht gesehen seit dem Knabenalter, war jetzt schon herangereift zum Manne; stand vor ihr, die funkelnden Augen auf sie gerichtet, und sprach mit der tonvoll süßen

Stimme liebkosende Worte zu ihr; denn ihn ergötzte der Anblick des zur Jungfrau aufgeblühten holden Kindes, und er faßte alsobald eine heftige Neigung zu ihr in seinem Herzen. Sie aber konnte seines Bildes von der Stunde an nimmer wieder ledig werden; stets sah sie ihn so vor sich stehen, wenn er ausgezogen war zu Schimpf und Ernst, zu Ritterspielen oder Fehden; denn Herr Adelbert hatte einen streitbaren, ritterlichen Geist, und sein Genoß, sein ritterliches Schwert, mochte nicht lang rasten in der Scheide. Wenn er dann wieder kam, so war es der verwaisten Agnes, wie es dem Wanderer zu Muthe ist, wenn er die Luft der lieben Heimath wieder fühlt; ein solcher wundersamer Zauber lag in seiner Gegenwart für sie, unwissend für sie selbst.

Nun aber gab es gar viele der Freunde und Bekannten, die wohl selbst ein hübsches Fräulein, Tochter oder Base zu versorgen gewünscht durch den stattlichen Adelbert, die ihm einredeten zu eitel giftigem Argwohn, unablässig sagend: das Fräulein hält einen freien Hof; die Freier und Sponsirer ziehen aus und ein; sie freut sich an der Liebespein der Männer und treibt mit redlicher Minne nur Scherz, insonders mit der Eurigen, deren sie in ihrem eiteln, unschlüssigen Herzen lacht. Ihr Reichthum macht sie stolz, und sie ergötzt sich, wenn sie ihre Freier zu einer rechten Liebeshöhe gebracht, um ihnen dann mit lachendem Muthe den Abschied zu geben.

Das ging dem Ritter durch Mark und Bein. Sein Stolz, dessen er wohl ein gutes Theil besaß, erhob sich mäch=

tiglich: Denkt denn die stolze Jungfrau, — sprach er unmuthig zu sich selbst — daß sich um ihres Reichthums willen ein edler, freier Ritter zu dem Minnesolde drängt? Ich habe der Güter genug, als ehrenwerthes Erbe meiner Väter, und nimmer bin ich gemeint, als Spielwerk ihrer Laune ausgestellt zu werden?

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen hielt zwar die Liebe den Ritter noch in der Nähe des Fräuleins fest; jedoch war sein Betragen ungleich und von Argwohn eingegeben. Er suchte eine Annäherung, und vermied sie wieder, aus Stolz und Furcht, verschmäht zu sehen seine Liebe. Ja, er suchte sogar diese Liebe gegen alle Anwesenden und gegen sich selbst zu verbergen, um nicht als ein gutwilliges Opfer ihrer Eitelkeit zu gelten. Zuweilen vermied er es, mit seinen Augen auf die ihrigen zu treffen.

Die Jungfrau ihrerseits ward durch so seltsames Betragen höchst bekümmert und verwundert zugleich. Das Unglück, das man ihr so grausam vorwarf, der frühzeitige Verlust ihrer Eltern, hatte sie zwar schüchterner und unsicherer in ihrer Wahl gemacht; jedoch traf sie der Vorwurf nicht, als ob sie ihre Freiheit übermüthig brauche, und ihr gerechtes Selbstgefühl hierüber vermischte sich wohl auch mit einigem Stolze. Auch dachte sie hin und wieder in ihrem Herzen: Welch seltsames Betragen von dem Ritter Adelbert? Hab' ich ein solches verdient, die so viele der edelsten Ritter heimsuchen, die keinen begünstigt und nur ihn im stillen Busen hegt?

Sie wandte sich denn wohl zuweilen auch gekränkt von ihm ab, wenn er sich näherte, und verbarg das Gefühl für ihn, wie er das seinige.

Auf solche Weise aber wuchs die Entfernung zwischen Beiden immer mehr. Der Ritter glaubte sich mit jedem Tage mehr beleidigt, und da die Eingebungen der feindseligen Rathgeber immer häufiger, auch bei dem Ritter der Stolz noch mächtiger war, als die Liebe: so gewann dieser endlich ganz die Oberhand. Der Leichtsinn redete indessen auch dazwischen und spiegelte ihm vor: Wie die Welt groß sey! und wie einem Ritter von adlicher Gestalt und wohlanständigen Rittertugenden das Glück wohl nirgends ganz abstehen werde. — Und so beschloß er ohne Weiteres in fremde Ferne zu ziehen, und einer allzu unruhevollen Liebe auf immer Lebewohl zu sagen. Der Krieg, der eben zu der Zeit am Rheine im Ausbruche war, lieh ihm einen geschickten Vorwand bei der überraschten Agnes.

Auf's heftigste erschrocken war die Jungfrau, und auf's innigste betrübt. Alles gerechte Zürnen schwand in ihrer Seele, als ihr geliebter Adelbert in voller Rüstung in das Zimmer trat, ihr Lebewohl zu sagen. Gerade wie damals, als sie zum ersten Male ihn gesehen, so sah sie jetzt die hohe, schlanke Gestalt eintreten: die stolzen Federn winkten wie damals von dem Helme und beschatteten das männlich holde Angesicht; die Schärpe flatterte wie damals bei seinen herbeieilenden Schritten: — allein in Beider Seelen war es anders, das sagte ihr ihr Herz, und eine dunkle bange

Ahnung zitterte durch ihre Seele, daß dies kein leichter Abschiedsgruß zu einer kurzen Fehde, sondern wohl eine Trennung seyn möge auf — Nimmerwiederfinden. — Da brach der gewaltige Schmerz in ihrer Brust durch alle Schranken, die Thränen stürzten stromweise aus den sanften Augen, und sie brach in ein lautes Weinen aus, nicht achtend derer, die im Zimmer gegenwärtig und Zeugen solcher herzlichen Betrübniß waren. Dieses wäre Zweifel ohne die rechte Stunde zu einer gründlichen Verständigung gewesen, hätte der Ritter, so wie das Fräulein, der Fremden Gegenwart übersehen können: so aber waren deren Einige dabei, die ihn gewarnt und seiner Leichtgläubigkeit gespottet hatten, und die nun mit lauernden Blicken auf ihn sahen. Alles, was sie ihm je gesagt, kam mit erneuter Bitterkeit in seine Seele und weckte wieder den gekränkten Stolz, der durch des Fräuleins Thränen in Etwas beschwichtigt war: und so zwang er sich zu lachen, wo doch eigentlich das Herz ihm blutete. Er redete der Jungfrau zu, mit artigen und wohlgeziemenden Worten vom baldigen Wiedersehn, und eilte, einen Auftritt zu beendigen, der einen so quälenden Kampf in seinem Innersten erregte. Und dieses stellen die beiden ersten Bilder im Dom zu Naumburg dar, nämlich einen Ritter, der mit lachendem Muthe scheidet, und eine Jungfrau, die in großer Betrübniß weint.

Sein Streitroß wieherte am Burgthor; er begrüßte das Fräulein nochmals ehrerbietig, und eilte dann mit schnellen Schritten von ihr hinweg aus dem Gemache. Das Fräulein aber, als sie ihn verschwinden sah, rief übermannt von

Schmerz ihm nach: Ach Adelbert, lebe wohl dann! lebe wohl, mein einziges Glück auf Erden!

Dieser rührende Ausruf drang jedoch nicht mehr zu des Ritters Ohren. Das Fräulein sah ihn über den Schloßhof eilen mit klirrenden Spornen: er warf sich auf das brausende Roß und jagte den Schloßweg hinunter.

Die arme Agnes stand noch lange an dem Bogenfenster und starrte in die blühende Landschaft hinab. Ach! es war dasselbe Fenster an der Saale, wo er ihr zum ersten Male von seiner Liebe gesprochen hatte; und eben so blühend, wie damals, war die Landschaft; doch ach! in ihrer Seele dämmerte der Herbst. Jetzt, da der Ritter verschwunden, da das Geräusch seiner Tritte verklungen war, da kehrte sie wehmüthig in das dunkle Herz zurück, und da ward ihr mit übergroßen Schmerzen kund, was sie vorher noch selbst so deutlich nicht gewußt: wie nemlich der Ritter ihre einzige Freude und gleichsam ihres Lebens Seele sey. Sie zog sich in die tiefste Einsamkeit zurück, und lebte nur für ihre Lieb' und ihre Traurigkeit; und oft noch trat sie an dasselbe Fenster, die Stätte schmerzlicher Erinnerung.

Wochen und Monden vergingen, und Herr Adelbert kehrte nicht, wie sie auch gleich vorausgesehen. Endlich erfuhr sie, daß ihr Herzgeliebter, nachdem er so manches Liebes-Abenteuer bestanden, jetzt nach geendetem Kriege im Lande Würtemberg verweile, wo er von einer unvergleichlich schönen Dame, Namens Gräfin Adelheit, die zwar von außerordentlicher Schönheit, allein dabei von treulosem und

falschem Sinne sey, in Fesseln gehalten werde. Agnes erfuhr das, und sie fühlte, daß ein neuer Strom von Jammer, doch zugleich von mitleidsvoller Liebe, sich durch ihre Brust ergoß.

Das, was die Sage berichtete, war nur allzugegründet. Die Dame, die den verblendeten Ritter in ihren Fesseln hielt, hegte einen bösen und trügerischen Sinn, und war mit einem mächtigen Feinde Adelberts in jener Gegend einverstanden. Er hatte inzwischen wiederholte Warnungszeichen und Winke wie von geistiger Hand erhalten, ohne jedoch in seiner liebenden Bezauberung darauf zu achten.

Eines Abends aber, als er noch spät im Mondenscheine zu dem Schlosse der Geliebten reiten wollte, da dünkte es ihm gar schauerlich, so mild und schweigend auch die Mondnacht war. Das Thal zur Linken lag voll mondheller Nebel; zur Rechten flüsterte der dunkelgrüne Wald, und das Mondenlicht brach glänzend zwischen den zitternden Blättern hindurch und schlich sich heimlich durch den Wald. Von fernher aus des Waldes dunkeln Gründen ging der Nachtwind herauf und rührte schauerlich die Zweige durcheinander, und so schien eine geheime, geisterhafte Gegenwart durch die ganze Gegend zu wehen.

Der Ritter wollte eben sein Pferd in den Wald einlenken, durch den der Weg zum Schlosse der schönen Gräfin führte, als eine zarte weiße Schattengestalt an ihm vorüberschwebte, und ihm mit wunderbar herzeindringendem Tone zurief: Kehr um, Ritter Adelbert! um aller Hei-

ligen willen reite nicht durch diesen Wald und nicht zum Schlosse Adelheits in dieser Nacht! Im Walde harret auf dich Verrath und Tod!

Da es von der Seite des Waldes war, so deckte der Schatten der Bäume halb die zarte Nebelgestalt, und sie war verschwunden, ehe der Ritter noch seiner Besinnung völlig mächtig werden konnte. Eine wunderbare Gewalt, die in den Worten und der Stimme lag, war ihm ins Herz gedrungen und hatte ihn tief erschüttert. Er lenkte daher Augenblicks sein Roß und ritt zurück. Da ihm inzwischen doch nach einer Weile Adelheit aufs neue einfiel, und was sie von ihm denken möchte, daß er versprochenermaßen nicht gekommen sey, und ihn dies gar zu sehr ängstete: so sandte er seinen Knappen auf das Schloß, ihn bei dem Fräulein zu entschuldigen.

Der Knappe aber kam nicht zurück, sondern Herr Adelbert erfuhr, daß er im Walde von einem Haufen Reisiger umringt, geworfen und, mit Ketten und Banden belastet, in einen tiefen Thurm geschleppt worden, in Meinung, daß er, der Ritter selbst, es sey.

Herr Adelbert erschrak zwar bei der Nachricht: allein er wußte seinen Feind sogleich zu deuten, und dachte nur auf Mittel und Wege, wie er seinen Diener losmachen wolle, sey es durch starkes Lösegeld oder sonst auf eine Weise. Doch ganz erschüttert ward er erst, als dieser von selbst erschien, der, nachdem man den Irrthum entdeckt, in leichterem Gewahr gehalten worden, und als ein junger und wohlgebil-

deter Mensch, mit Hülfe der Frau des Kerkermeisters, aus seiner Haft entkommen war und nun erzählte: wie er nicht allein ganz deutlich im Mondenlichte Leute der Gräfin unter dem feindlichen Haufen erkannt, sondern auch auf der Burg von Adelberts Gegner ganz genaue Nachricht über ein vertrautes Einverständniß zwischen dem Besitzer und der falschen Adelheit erhalten habe, als womit auch das schleunige Verreisen der Gräfin nach jenem Abende in Uebereinkunft stand.

Da war es dem Ritter, als habe ihn ein Donnerschlag getroffen. Er wollte Anfangs dem Berichte seines treuen Dieners noch nicht Glauben gönnen; doch alle Nachrichten, die er deshalb einzog, stimmten nur allzugut damit zusammen. Nun wachte Schmerz und Wuth zugleich in seiner Seele auf, und dazwischen drängte sich eine quälende Reue. Er dachte an die zärtliche, verlaßne Agnes, die, ob auch stolz, doch immer weichen und großmüthigen Herzens war und ehedem ihm manche trübe Stunde aufheiterte. — Er dachte ihrer Thränen bei dem Scheiden, und sie fielen jetzt wie siedendes Oel auf sein verwundetes Herz. Zugleich erwachte die alte Neigung zu ihr mit aller Stärke; denn es war, als ob in jener warnenden Geisterstimme ein Ton von ihr ihm tief und sehnsuchtweckend bis in des Herzens Grund gedrungen sey.

Er säumte nun nicht einen Augenblick, sondern trat klopfenden Herzens die Reise nach der Heimath an. Es war ihm wohl und weh zu Muthe, als er in die so wohl bekannte

Gegend kam, als er die Wellen der Saale, die ihn mit freundlichem Schimmer grüßten, und alle die blühenden Haine und Wiesen ihrer Ufer wieder erblickte. — Da sah er aber aus dem zarten Dufte die Thürme eines Klosters sich erheben, das er vorher nie gekannt. —

Er eilte, die Burg seiner Freundin zu erreichen, gelangte daselbst an, und klopfte an das fest verschlossene Thor. Da kam der Burgwart, öffnete und sprach: Wen sucht Ihr hier, gestrenger Herr?

Der Ritter nannte ihm darauf sein Begehr. — Die findet Ihr hier nicht, — entgegnete der Andere. — Unsere edle Gräfin hat schon seit langer Zeit ihr Schloß verlassen. Ihr findet sie da drüben, drei Meilen Weges von hier, im Kloster zu St. Ursula.

Der Ritter schauerte bei diesen Worten ahnungsvoll in sich zusammen; doch zitterte er mehr zu fragen. Er lenkte Augenblicks sein Roß um, nach dem Kloster hin zu eilen. Der Abend nahte schon heran. Die innere Angst trieb ihn nun ohne Rast der Nähe der Geliebten zu: ob er dort Trost und Linderung finden würde, war ihm noch selber unbewußt.

Er kam an bei der Klosterpforte und klingelte mit Ungestüm. Die Pförtnerin erschien. Eine ungewöhnliche Trauer lag in ihrem ganzen Wesen, auf den bleichen Wangen und den thränenschweren Blicken. Sie winkte dem Eintretenden, seinen Ungestüm zu mäßigen.

Verzeiht einem Unglücklichen, ehrwürdige Frau! — rief der Ritter, wie er in verstörter Eile hereinstürzte. — Ich suche meine Base Agnes bei Euch! ich, ihr Vetter Adelbert!

Ach! seyd Ihr Ritter Adelbert? — sagte die Klosterfrau — so haben wir Auftrag, Euch dies zu übergeben, sobald Ihr unsre Mauern beträtet. Es liegt schon lange für Euch hier im Sprachzimmer bereit.

Sie gab ihm bei diesen Worten eine Rolle Pergament, die er mit zitternden Händen eröffnete. Und siehe, es war ein Schenkungsbrief der treuen Agnes, worin sie noch bei ihrem Leben alle ihre Güter zwischen diesem ihrem neu erbauten Kloster und ihrem Vetter Adelbert theilte; hinzufügend, wie er, der ihrem Wunsche nach des Lebens Freuden in aller ihrer Fülle genießen solle, wohl besser als Besitzer ihrer Güter gelten möge, als sie selbst. — Denn wohl war ihr kund geworden, wie der verblendete Ritter, seit jener Trennung, seiner leichtsinnigen Lebensart, vorzüglich aber seiner Leidenschaft für Adelheit, fast seine ganze Habe aufgeopfert.

Da leuchtete dem Ritter heller als noch je die Wahrheit durch die Seele, daß er das beste Herz auf Erden bis dahin so undankbar verkannt. Er forderte mit heißer Ungeduld zu ihr geführt zu werden. — Dies ist nicht möglich, edler Herr! — entgegnete die Klosterfrau. — Unsere Aebtissin, die heilige, fromme Agnes, liegt im Sterben, und mag wohl fürder keine irdischen Besuche mehr empfangen.

Agnes Eure Aebtissin? O barmherziger Gott! — schrie der Ritter und stand einige Augenblicke wie vernichtet. Dann brach er in die herzzerreißendsten Klagen aus, und bat aufs rührendste, daß man ihm doch aus Barmherzigkeit den Eintritt zu der Sterbenden gestatten wolle.

Die Klosterfrau, gerührt von seinen Leiden, meldete sein Gesuch und erhielt Gewährung. Und so trat er denn hinein in das geweihte, feierliche Sterbezimmer, wo eben ein Engel die letzten Bande der Sinnlichkeit von seinen lichten Schwingen warf. Die Kerzen brannten hell um das erhöhte Bett, und die weinende Schwesterschaft stand darum versammelt, in weiße Schleier gehüllt. Die Sterbende selbst dagegen lag, mit verklärtem lächelnden Angesichte, als sähe sie schon das himmlische Triumphthor offen, durch welches sie, die fromme Heldin, einziehen sollte. Da sank der Ritter Adelbert zur Seite ihres Lagers auf die Kniee, und meinte die zerrissene Seele in Thränen aufzulösen. Sie aber bot ihm sanft die Hand, und sprach mit himmlisch milder Stimme: Weine nicht so, mein Adelbert! das Reich der wahren Liebe ist nicht von dieser Erde! — Auf Wiedersehn dort oben in dem rechten Vaterlande!

Die holde Stimme brach und ihr verklärtes Auge löschte aus in Nacht. — Auch in des Ritters Seele ward es Nacht, als der tröstende Leitstern seines Lebens untergegangen war. — Die Nonnen weinten über den Tod ihrer Beschützerin, ihrer Trösterin. Die Armen und die Waisen jammerten um die verlorne Mutter.

Ob Agnes selbst der warnende Schutzgeist gewesen sey, der den Ritter zur Zeit der Gefahr umschwebte? oder ob blos die Kraft ihres Gebets der Engel einen ihm zum Schutz herabgefleht? hat nie ganz deutlich kund werden wollen.

Der Ritter nahm das Gut, das ihm mit Agnes Tode zugefallen war, und bauete auf der Höhe von Naumburg den geweihten Dom. Die heiligen, erhabnen Thürme steigen in die Luft, wie Geister jener lang versunkenen Zeit, und blicken abgeschieden auf die blühenden Gefilde nieder, so wie ihr trauernder Begründer auf das blühende Leben sah. Er ließ die deutungsvollen Bilder fertigen, und zog dann in das heilige Land, von wannen er nicht wiederkehrte. — Er war seiner geliebten Abendröthe in die Nacht gefolgt, um dort im ewigen Morgenlande mit ihr vereint zu seyn.

VI.

Der Ardennerwald.

Novelle.

Welch ein wundervolles Glänzen
Durch Ardenner Waldesnacht!
In den nächtlich düstern Gränzen
Ist der junge Tag erwacht.

Fröhlich leuchten die Gefilde
In dem sanften Wiederschein;
Denn die reizende Mathilde
Zieht ins finstre Thal herein.

Mit diesem Liede empfingen die Vasallen der Gräfin von Negremont ihre reizende Herrin, als sie ihr Schloß in jenen einsamen Gegenden bezog; dies und noch viel dem ähnliche Lieder dichteten und sangen die ritterlichen Herren, die sich alle wetteifernd um die holde Gebieterin drängten und durch tausend zarte Dienste ihre Huld zu gewinnen strebten. Die Mehrsten unter ihnen hegten wohl die stolze Hoffnung, sich durch die Hand der Schönen von Belehnten zu Lehnsherren zu erheben; die Dame schien indessen wenig geneigt, dergleichen Huldigungen anzunehmen; sie hatte ihre Blüthenjahre mit einem alternden Gemahl, dem Grafen von Valinaure, verlebt, nur nach und nach durch Achtung und kindliche

Ergebenheit an ihn gefesselt. Nach seinem Tode schien sie keinen Wunsch zu haben, als ihrer Freiheit zu genießen, und sich in ungestörter Einsamkeit dem stillen Zuge zur Schwermuth hinzugeben, der ihrem Wesen eigen schien, ihren Reiz aber nur noch anziehender für Andre machte.

Die Lage ihres Schlosses im Ardennerwalde, des Schlosses Negremont, das ihr eben durch Erbschaft zugefallen war, zog sie vor allen ihren übrigen Besitzungen an. Diese romantisch schauerlichen Wälder, durch so viele Sagen alter, heldenreicher Zeiten berühmt, schienen sie mild in ihre stillen wehenden Schatten einzuladen; diese Felsen, die die wildschönen Thäler in sich schlossen, ihr treuen, festen Schutz für ihre stille Freistatt zu verheißen, und die Wellen des Stroms ihr freundlich grüßend zuzurufen: Sieh' doch, wie wir uns flüchten in die wohlthätige Ruhe der Waldnacht! Die hundertjährigen edeln Bäume wölben sich schützend in einander, und bergen jede trübe Well' in ihrem Schooß!

In dieser Neigung zur Stille ward sie nur zu sehr durch die Feste gestört, womit ihre Ritter alle, der Reihe nach, ihren Einzug zu feiern strebten; keiner wollte dem andern nachstehen, und die Gräfin konnte sich, ohne sie bitter zu beleidigen, nicht weigern, dabei zu erscheinen. Mit zarter Schonung, mit der holdesten Bescheidenheit suchte sie alle Huldigungen abzulehnen und keinem unter ihren Lehnsleuten den kleinsten Vorzug einzuräumen; und dennoch wollte man bemerkt haben, daß Einer unter der Ardenner Ritterschaft, der glänzende Clarence, einen entschiednen Vortheil in den Augen der lieblichen Gebieterin davon getragen habe. Man war geneigt, dies leicht zu glauben, da dieser schöne

Ritter den Sieg gewöhnlich in Damenherzen zu erringen pflegte; noch reizender, als schön, durch sein Betragen, durch die Gewandtheit seines Geistes, wußte er allen Launen des weiblichen Gemüths zu schmeicheln; nur selten und nie unaufgefordert sprach er von seinen Waffenthaten, und dann mit jenem einfachen bescheidnen Tone, welcher den Tapfern eigen ist, und der ihn nur noch glänzender bei den Frauen, noch furchtbarer seinen Gegnern machte. Daß er der Eitelste, der Unbeständigste von allen Rittern war, das kam bei der Berechnung seiner Vorzüge nicht in Anschlag. Schon Mancher hatte der Kummer über seine Untreue das Herz gebrochen, und immer Mehrere drängten sich der schönen verrätherischen Flamme zu. Denn es ist fast, als ob das Herz eines flatterhaften Mannes einem Magnetstein gleiche, der die Herzen der Weiber unwiderstehlich an sich zieht; erst treibt sie nur die Eitelkeit, den nie Gefesselten zu fesseln, bis sie, selbst in dem verderblichen Gefühl befangen, gleich den Andern darin untergehen.

Für jetzt war die Eroberung der schönen Lehnsherrin das einzige Ziel seines Strebens; ihre Schönheit, und der Gedanke, sich bald durch sie zum Oberhaupt aller seiner jetzigen Nachbarn erhoben zu sehen, erfüllte ihn mit tausend entzückenden Bildern. Alle Verführungskünste wurden von ihm aufgeboten, und eifersüchtig bewachte er jedes Zeichen von Wohlwollen, welches einem Andern zu Theil ward.

Bei einem der Banquette, die ihr zu Ehren angestellt wurden, fiel die Rede auf einen Gegenstand, der längst allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte, auf einen Fremdling, schon seit mehreren Jahren in einer abgelegenen Gegend des

Ardennerwaldes hausend, und von einer so seltsamen Menschenscheu ergriffen, daß er ein rauhes, mit Felsen rings umschanztes Thal zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, das jedem Andern unzugänglich war. Die Ritter wußten viel von seiner furchtbaren Wildheit zu erzählen, und von den Schauern jenes engen Klippenthals, wohin nur er und sein alter Gefährte den Eingang durch einen unterirdischen Felsweg zu finden wisse; ein Abgrund sey es vielmehr, in welchem er eine düstre Grotte bewohne.

Ich möchte ihn wohl sehen, den sonderbaren Menschen! — rief die Gräfin mit Wärme; sie hatte, mit lebhafter Theilnahme sich vorbeugend, alle diese Schilderungen angehört, und ihre schönen Wangen rötheten sich vom Feuer des zartesten Gefühls.

Verlangt Ihr dieses, schöne Herrin, — erwiederte der Ritter von Clarence, der schon dies freundliche, lebhafte Mitleid einem andern Wesen misgönnte — „verlangt Ihr dies, so will ich ihn zum Kampfe fordern, und glückt es mir, ihn zu besiegen, ihn dann in einem eisernen Käficht zu Euch führen; denn wer die Menschen, seines Gleichen, flieht, wie wilde Thiere thun, der ist auch keiner andern Behandlung werth.

Der sonst so fein gewandte Ritter hatte sich diesmal von seiner Empfindlichkeit hinreißen lassen und ganz den rechten Weg zum Herzen der Gebieterin verfehlt. Mit hohem Ernst sah sie ihn an, und sagte: Ritter, nur Unglück kann wohl eines Menschen Herz zu solcher bittern Scheu vor seines Gleichen führen, und Unglück, dünkt mich, gebeut

Achtung und Milde. — Einmüthig gaben die menschlichen Frankenritter der Gräfin ihren Beifall zu erkennen.

Clarence hatte im Augenblick seinen Fehlgriff bemerkt und fühlte nun zehnfach empfindlich Mathildens strenge Zurechtweisung im Angesicht aller seiner Mitgefährten; die Röthe der Beschämung und des gekränkten Stolzes flog glühend über seine Wangen; doch barg er den Unmuth unter seinem gewöhnlichen, anmuthigen Betragen, versichernd, wie er einzig und allein zum Scherze so gesprochen, um die Gesinnung der Uebrigen zu erforschen, die er zu seiner Freude ganz mit der seinen übereinstimmend fände.

Die Unterhaltung wurde seitdem ernster. Nach aufgehobener Abendtafel war die Gräfin in die Wölbung eines Fensters getreten, und blickte über den weiten Garten, der in feiernder Dämmerung lag, nach dem Walde hinüber, nach eben der Stelle, wo der Beschreibung nach die Wohnung des Einsamen lag. Da nahte sich ihr ein alter Ritter, der während dem Mahl weit von ihr entfernt gesessen hatte. — Glaubt nicht, edle Gräfin, — sagte er treuherzig — was man Euch Seltsames und Grausenvolles von jenem Fremdlinge erzählt hat, der seit einigen Jahren Euer Gebiet bewohnt! Ihr könntet traun in Furcht davor gerathen! Ich habe ihn gesehen, einmal im Walde ihm begegnend. Es ist wahr, sein Angesicht ist wild, und der Stolz seiner Blicke scheint jeden Neugierigen zurückzuschrecken, der sich in seine Nähe wagen wollte; allein sein hoher Gang und seine edle Bildung, an der der Schmerz genagt zu haben scheint, zeigen unwiderlegbar, wie er von hoher Abkunft und nur durch einen großen, herzzerreißenden Kummer in diese Einsamkeit

gebannt sey. Fast dünkt es mir, als wären seine Leiden von der Liebe verursacht, die ja in den Jahren der Jugend schon manches edle, zur Zier der Welt geschaffne Herz vor der Zeit zerstört hat! Zu Leide thut er Niemand etwas; im Gegentheil haben die Landleute der Gegend, die sonst von den Wölfen und Bären hart geplagt wurden, einen muthigen Bekämpfer dieser Unthiere in ihm gefunden.

Dank Euch, mein ehrwürdiger Ritter, für diese freundlichere Schilderung! — erwiederte die Gräfin, und der biederherzige, alte Ritter, welchen sie stets geachtet hatte, ward ihr seit diesem Tage noch werther.

Sie dachte nach für sich daheim viel über das, was sie gehört hatte; in ihrer Seele war das großmüthigste Mitleid rege geworden, und eine warme Sehnsucht, die Thränen zu trocknen, die ein auf ihr Gebiet geflüchteter Unglücklicher vergoß. Leis mischte sich in dies Gefühl der Menschlichkeit auch die Erinnerung an eigne unglückliche Liebe; sie glaubte einen Schicksalsverwandten in dem gefunden zu haben, der, so wie sie, die Einsamkeit des Waldes von Ardenne zu seinem Zufluchtsorte gewählt. Lebhafter stieg das Bild eines jungen Ritters, den sie in jener bessern Zeit geliebt hatte, und seit dessen Tode, den sie sich vorwarf, sie niemals wieder froh geworden war, in ihrem Innern auf.

Einige Tage darauf hatten die Ritter ihr zu Ehren eine prächtige Jagd veranstaltet; Mathilde erschien dabei im hellgrünen Amazonenkleide, mit Golde reich verziert, das ihren schlanken Wuchs nur noch erhob; ein weißer Reigerbusch winkte auf ihrem Haupte; ein weißer Zelter, goldgezäumt, trug die anmuthige Reiterin. Jauchzend empfingen

sie die Ritter, und der Jagdzug ging fröhlich nach dem Walde, dessen dunkles Grün das goldne Sonnenlicht durchfunkelte. Die Schatten des Waldes wurden durch die Macht des Lichts erhellt, doch nicht die trübe Dämmerung in Mathildens Herzen. Sie gab sich nur gezwungen dem freundlichen Bestreben Anderer hin, sie zu ergötzen, und nahm an allen den glänzenden Jägerthaten und lauten Freuden dieses Tags im Herzen keinen Antheil.

Nach dem Mittagsmahl, das unter prächtigen Zelten auf dem smaragdnen Rasen eingenommen ward, als Alle wieder zu Pferde saßen, machte ein ungeheurer Eber, erschreckt aus seinem sumpfigen Lager fahrend, den Ehrgeiz der sämmtlichen Jagdgenossen rege; Jeder brannte, das mächtige Thier im Angesicht der schönen Herrin zu erlegen, und siehe, über dem Bestreben, sich unter ihren Augen auszuzeichnen, bemerkten sie im Eifer nicht, daß sie selbst ihnen aus den Augen verschwunden war. Ihr Roß nemlich war durch den Lärmen bei dieser Jagdbegebenheit so scheu geworden, daß es mit seiner Reiterin ins Dickicht lief und sie zu einer ganz einsamen Stelle der Waldung trug. Ihr aber war es ganz wohl zu Muthe bei dem unvorhergesehenen Ereignisse; sie kannte das sanftmüthige Thier, wußte, daß sie es leicht würde halten können, sobald sie nur wollte, und so ließ sie ihm willig seinen Lauf, der von selbst mäßiger wurde, je mehr es sich von dem Getös der Jagd entfernte. Auch die Gräfin athmete freier einmal von jener lästigen Umgebung fern, und sah sich nicht ohne Behagen in einem dunkeln, abgelegenen Waldgrunde, den eine Reihe felsiger Klippen schloß. Sie band ihr Roß an einen Baum, und stieg auf-

eine von den Felsenhöhen, um sich in der Gegend zurecht zu finden, in welche sie der Zufall geführt hatte.

Sie erreichte die Höhe, und sah jetzt auf der andern Seite mit unbeschreiblichem Erstaunen ein kleines Thal zu ihren Füßen, das, wie durch Zauberei, in diesen Felsenabgrund versenkt schien. Von steilen Felsen rings umgeben, schien es für jeden Fußtritt unzugänglich; und gleichwohl sah man seinen Grund mit einem freundlich blühenden Gärtchen ausgefüllt, und zur Seite den Eingang einer Höhle, der mit Geisblatt und Waldreben umwunden war, so daß man unbezweifelt hier einen menschlichen Aufenthalt vermuthen mußte. Mathilde fiel sogleich der Gedanke an den unglücklichen Ithier ein und in demselben Augenblicke ward sie einen ehrwürdigen alten Mann gewahr, der sich nicht fern von ihr mit Kräutersammeln beschäftigte.

So ist dies der Einsiedler? sagte sie. Und doch kam diese Gestalt nicht ganz mit dem Bilde überein, das sie sich von dem sonderbaren Fremdlinge gemacht hatte. Langsam nahte sie ihm, und er wandte bei dem Geräusch nahender Tritte, halb aufgerichtet, das Gesicht zu ihr. Verwundert blickte er sie an, und meinte, eine Lichterscheinung in seiner dunkeln Einsamkeit zu sehen. — Verzeiht, — sagte die Gräfin — wenn ich die Stille Eurer Freistatt unterbreche! Ich habe mich verirrt, und — ohne Zweifel sehe ich hier den wackern Ithier vor mir, von welchem ich bereits gehört habe.

Der bin ich nicht selbst, schöne Dame, — erwiederte der Alte — ich bin nur Guerwin, sein Diener, oder, wie ich wohl vielmehr sagen darf, sein Freund.

Also doch ist hier das Gebiet des Mannes, der mich zu so lebhafter Theilnahme bewegt? — rief die Gräfin, von ihrer Empfindung überrascht; doch schnell sich besinnend, bat sie den Alten sanft, ihr doch einige Erfrischung zu verschaffen, da sie durch langes Umherirren in diesem wüsten Walde ganz verschmachtet sey.

O gern! versetzte dieser, der sie bis dahin unverwandt betrachtet hatte und sich in ihrem Anschaun ganz zu verjüngen schien. Doch fügte er mit einiger Verlegenheit hinzu, sie möge nur auf kurze Zeit hier warten; er wolle hinab in die Grotte steigen, und ihr das Beste bringen, was nur der kleine Hausstand biete.

Und warum darf ich Euch nicht selbst begleiten? — fiel ihm Mathilde rasch ins Wort. — Ich sehne mich, in einer freundlichen Behausung auf wenig Augenblicke auszuruhen.

Ach, edle Dame! — erwiederte der ehrliche Guerwin mit steigernder Verlegenheit — ich wollte Euch wohl gern in das schönste Schloß einführen; allein Ithier gestattet keinem Menschen, wer es auch sey, Zutritt in seine Wohnung. — Zwar — ist er jetzt nicht daheim — — allein auch ohne daß er es weiß, kann ich unmöglich wider seinen Willen handeln.

Mein biedrer Freund, — erwiederte die Gräfin huldvoll — Ihr thut kein Unrecht, wenn Ihr dies eine Mal von Eurem ehrenwerthen Vorsatz abweicht; denn nie wird ein Geheimniß über meine Lippen kommen, das ich nicht aus Neugier, sondern aus Theilnahme beachte. Und braucht es meines Namens dabei zum Unterpfand, so wißt, ich bin

die Gräfin von Negremont, die rechtmäßige Herrin dieses Landes.

Es hätte nicht der Nennung ihres hohen Namens bedurft, um den schon ganz für sie gewonnenen Alten in seinem Vorsatz zu erschüttern. Nachdem sie ihm noch einmal die heiligste Verschwiegenheit gelobt, führte er sie waldeinwärts, an die Oeffnung eines unterirdischen Ganges, die, dicht mit Buschwerk überwachsen, für jedes fremde Auge verborgen war. Hier hatte die Natur selbst einen Weg durch die Felsen gewölbt, der allgemach sich senkend hinab bis in den Grund der Tiefe führte, wo der menschenfliehende Fremdling seinen Wohnsitz erwählt hatte.

Mathilde folgte ihrem Führer, und betrat bald mit einem leisen Schauer das kleine Gartenthal, und die Höhle, diese Freistätte stiller Ruhe, oder vielmehr abgeschiedner tiefer Trauer. Sie setzte sich, während Guerwin beschäftigt war, einige Bewirthung für sie herbeizuholen, und blickte theilnehmend nach den Gegenständen in der Zelle umher. Eine Matte von Binsen war das Lager des Bewohners. Zur Seite an der Wand hing eine Harfe, und nicht weit davon ein ritterliches Schwert.

So war das Bild, das sie sich von Ithier entworfen hatte, ganz so, wie es ihr diese Umgebungen zeichneten. Guerwin trat eben jetzt mit einem kleinen Korb voll Früchte und einem Becher frischen Quellenwassers in die Zelle; allein die Gräfin, ohne etwas davon anzurühren, verrieth jetzt nur zu deutlich, daß nicht Bedürfniß des Körpers, daß nur Drang ihrer Seele sie hierher geführt hatte. — O lieber Guerwin, — rief sie ihm entgegen — nicht wahr,

so heißt Ihr? — ich bitte Euch, sagt mir, durch welches sonderbare Schicksal der Mann, an dem ich so herzlichen Antheil nehmen muß, zu diesem finstern Menschenhasse gekommen ist.

Nicht Menschenhaß, gnädige Frau, — versetzte Guerwin — nur Unglück ist es, was den liebenswürdigsten der Menschen in diese düstre Einsamkeit gedrängt hat; nicht minder weich ist er, als stolz und großmuthsvoll; er flieht die Glücklichen aus Furcht, von ihnen gedemüthigt zu werden, und die Unglücklichen aus Ohnmacht, ihnen beizustehen.

Und welches Unglück, — fragte Mathilde, indem sich ihre Wangen von noch innigerm, mit Bewunderung gemischtem Mitleid rötheten — welches Unglück hat dieses schöne Herz der Welt geraubt?

Was ich von ihm weiß, edle Frau, — erwiederte Guerwin — will ich Euch gern berichten. Ich war vorher als Waffenträger im Dienst des edeln Ritter Gottfried von Prinxelles. Nachdem ich ihn auf manchen Kriegszügen begleitet hatte, folgte ich ihm auch hierher, wo der ehrwürdige Greis den Abend eines thatenvollen Lebens in heitrer Einsamkeit beschließen wollte. Er hatte stets die Wissenschaften sehr geliebt, und schon im Heere nannte man ihn nur: den gelehrten Ritter. Er zog sich nun auf eine kleine Burg zurück, welche nicht fern von hier auf der Stirn eines sanften Hügels liegt. Hier weihte er sich nun ganz vorzüglich der schönen Sternenkunde, und stand in heitern Nächten oft auf der Warte seines Schlosses, ganz in begeistertes Anschauen versunken. Auch mir theilte er etwas davon mit; und noch jetzt erfreue ich mich oft, wenn ich so über mir

die reiche Herrlichkeit erblicke. Denn seht, so wie draußen in unserm kleinen Gärtchen die bunten Blumenfelder glänzen, kömmt es mir auch vor, als ob der Himmel voll lauter Blumenfelder läge, doch voll unendlich weiter und alle mit weißen, glänzenden Blumen übersä't!

Aber Euer jetziger Herr, lieber Freund? — unterbrach ihn die Gräfin, die eben jetzt nicht gestimmt war, die dichterischen Betrachtungen des guten Guerwin anzuhören.

Nun ja! — fuhr dieser fort — ich wollte eben sagen, wie mein Herr sonst die Sterne gewöhnlich nur aufblickend sah, so mußte er doch einst im Niederblicken einen gar schönen Stern gewahr werden; ja, einen Stern der Ritterschaft, der Schönheit und aller nur möglichen Tugenden! nur daß er damals einem irrenden Kometen glich. Wir waren nemlich einst, mein Herr und ich, in der Gegend gelustwandelt, und hatten uns auf einer Felsenhöhe niedergelassen, von wo sich eine weite Aussicht bot; die Sonne war untergegangen, der Abendstern ging auf; — Ihr kennt ihn doch? man nennt ihn auch den Stern der Liebe; — er steht — —

O ja, ich kenne ihn! — rief die Gräfin ängstlich eilig — und bitte Euch nur, fortzufahren!

Gut, — fuhr der arme gelehrte Guerwin fort, der hier durchaus seine Gelehrsamkeit nicht ins Licht setzen konnte, so gern er es eben hier gethan hätte — gut, — sagte er, etwas aus der Fassung gebracht — wie wir also nun so um uns blickten — auf einmal sahen wir, nur wenig Schritte unter uns, einen Ritter in voller Rüstung nach dem Rande

des Felsen eilen, wo sich ein schaudervoller Abgrund öffnete. Er sah hinab, hob dann, wie in verzweiflungsvollem Schmerze, die Arme zum Himmel empor, und breitete sie dann gegen den Abgrund aus — und jetzt — in diesem Augenblicke wollte er sich hinunterstürzen. —

Halt ein, Unglücklicher! Um Gottes willen! — rief jetzt mein Herr, und Gott gab seiner Stimme Kraft, daß sie noch mächtig klang, wie einst in Jugendtagen der Schlacht. Erschüttert wandte sich der Fremdling nach uns um; er war uns vorher nicht gewahr geworden, und wußte nicht, woher die warnende Götterstimme tönte. Das Visier seines Helmes war aufgeschlagen, und wir sahen nun ein wunderschönes, edles Gesicht, obwohl im Ausdruck heftigster Verzweiflung. Der Abendstern stand eben über ihm; ach lieber Gott, der Stern war aufgegangen, er wollte untergehen!

Mein Herr war auf ihn zugeeilt, und mit der Würde, mit der Festigkeit, welche ihm eigen war, wußte der ehrwürdige Greis seinen furchtbaren Vorsatz zu hemmen. —

O Gott, mein Vater, — rief der Ritter schmerzlich — warum verhindertet ihr einen Unglücklichen, das Ende seiner Qualen in diesem Abgrunde zu suchen?

Ritter, — sagte der edle Gottfried, mit einem in das Herz dringenden Blicke — auf Euer schönes Antlitz hat die Natur den Muth des Helden eingeprägt; gewiß seyd Ihr auch ein Christ. Und ziemt es einem Helden, einem Christen, den Kampf so zu bestehen? Nein, diese edle Heldengestalt, sie ward nicht geschaffen, um an den Klippen dieses Abgrundes zerschmettert zu werden!

Unwillkührlich erweicht bei diesen Worten, erwiederte

der Ritter: Ach, mein Vater, an noch viel härtern Klippen ist längst mein Herz zerschmettert und zerrissen worden!

Der milden und weisen Beredsamkeit des guten Ritters von Prinxelles gelang es endlich, ihn zum Mitgehen nach unsrer Wohnung zu bewegen. Wir mußten oft seine wankenden Tritte stützen; denn nur die Heftigkeit, die Wuth des Schmerzes hatte ihn vorher fortgerissen. Als wir zu Hause anlangten, sank er zusammen, mit ganz gebrochner Kraft. Wir zogen ihm die schwere Rüstung aus, gaben ihm leichtere Kleider, und ich bereitete ihm schnell ein gutes Bett. Allein von allen den Erfrischungen, die wir ihm boten, nahm er nichts an.

Er fiel bald in den Schlaf der Erschöpfung; doch mein Herr fürchtete, daß mit seinem Erwachen auch die Verzweiflung wieder wach werden würde, wohl wissend, daß stets nach der Schlummerstärkung der fast erliegenden Natur der Schmerz sich auch mit neuer Riesenkraft erhebt und, einer Felslast gleich, auf die Brust des Erwachten fällt. Der wohlthätige Alte wachte deshalb die ganze Nacht am Lager seines unglücklichen Gastes, und als dieser gegen Morgen die Augen aufschlug, da mußte er statt des Schmerzes den Trost in Gestalt eines edeln Freundes auch wider Willen in die gestärkten Augen fassen. Wie milder Schein der Morgensonne strahlten die Worte des ehrwürdigen Gottfried in die tiefdunkle Nacht, welche des armen Ritters Sinn umflorte; wie milder Balsam flossen sie in sein zerrissenes Herz. Nach und nach wußte Gottfrieds Weisheit den Geist des Jünglings auf die Wissenschaft zu leiten, die auch dieser in glücklichern Tagen geliebt hatte. Ihr Reiz

und die Theilnahme der großmüthigsten Freundschaft bewogen ihn endlich, unsre friedliche Einsamkeit zu theilen. Und ungeachtet seiner Schwermuth, gewann er unsre Herzen mit jedem Tage mehr. Auch ward die Großmuth Ritter Gottfrieds bald auf das herrlichste von ihm belohnt. Eine mörderische Räuberhorde hatte sich in diese Gegend gezogen und fiel auch unsern stillen Wohnsitz an. Sie glaubten nur abgelebte Alte zu finden, allein das tapfere Schwert des Fremdlings, von neuerwachter Jugendkraft geführt, that ihnen einen so kräftigen Widerstand, daß sie auf immer des Wiederkommens vergaßen. Auch die blutdürstigen Wölfe und andre Ungeheuer des Waldes haben an ihm einen muthigen Bekämpfer gefunden.

Und sein Name? und seine Geschichte, lieber Freund? — rief die Gräfin in höchster Spannung.

Sein Name und seine Geschichte, gnädige Frau, — versetzte Guerwin — sind stets ein Geheimniß zwischen ihm und meinem, seitdem verstorbenen Herrn geblieben. Er nannte sich blos: Ithier; auch hießen wir ihn nur: den Sternenritter, theils weil wir ihn unter dem Einfluß des Abendsterns gefunden hatten, theils, weil er drei goldne Sterne im Schilde führte!

Drei Sterne? — wiederholte Mathilde nachsinnend — dann ist es kein Bekannter meiner früheren Zeit.

Einige Jahre — fuhr Guerwin fort — war er so bei uns geblieben, als ihn der Tod des edeln Gottfried von Prinzelles aufs neue in seine wilde Schwermuth stürzte; er hatte nun keine Stütze mehr gegen die heftigen Anfälle seines Grams; denn wenn ich ihn auch gleich trö=

ſtete, lieber Gott, es iſt doch das nicht! — Und dann iſt er dabei ſo ſeltſam — er kann Sprechen gar nicht leiden! es wäre kein Wunder, man würde ſtumm bei ihm. Ich bin manchmal ſo unmuthig deshalb, und habe mir ſchon mehrmals vorgenommen, wieder unter Menſchen zu gehen, mit denen man doch ein Wort ſprechen kann.

Ach nein! das thut doch nicht! — fiel ihm die Gräfin faſt erſchrocken in die Rede. — Verlaßt Ihr den armen Verlaßnen nicht!

Tragt keine Sorge, edle Frau, — erwiederte der Alte lächelnd — ich thue das auch nimmermehr! Wenn er mich wieder anſieht, ſo gut, ſo himmliſch mild, mit ſeinen ſchönen, lichtdunkeln Augen, mir herzlich die Hände drückt, mich wohl gar wie einen Freund in ſeine Arme ſchließt, dann ſeh' ich ja wohl klar, daß es nicht Stolz iſt, was ihn ſo ſeltſam macht, ſondern allein der ſchreckliche, unbeſiegbare Gram, der ihn in dieſe öde Wildniß bannt. Denn nach dem Tode meines guten alten Herrn meinte er ſich in jenem Schloſſe noch nicht einſam genug, und zog in dieſes Thal, das nur die Sonne und der Mond zu finden wiſſen. Ich hatte ihm und mir einmal gelobt, jedes Schickſal mit ihm zu theilen, und ſo bin ich auch mit hieher gezogen; wir haben ein Stückchen Landes urbar gemacht und uns dieſe verborgene Wohnung in den Fels gehauen. Und nun, gnädige Frau, wißt Ihr Alles, was ich Euch hiervon zu erzählen weiß.

Der Alte ſchwieg; die Gräfin aber ſaß noch eine lange Weile, nachdem er ſchon geendigt hatte, in wehmüthiges Nachdenken vertieft. Es ſchien ſie jene räthſelhafte Sympathie

zu dem Unglücklichen zu ziehen, die uns oft gegen Wesen neigt, die wir nie kannten, nie sahen.

Sie stand jetzt auf und betrachtete gerührt alle Gegenstände in diesem düstern Aufenthalte, das Schwert, die Harfe, und das armselige harte Lager, wo vielleicht einer der edelsten Menschen, zu einem glücklicheren Loos geboren, seine kummervollen Nächte durchwachte. Sie kam jetzt an eine Steinplatte, die einen andern Eingang zu verschließen schien. Sie warf einen bittenden Blick auf Guerwin, dem der verbindliche Alte unmöglich widerstehen konnte. Seufzend und zögernd stand er ein Weilchen, dann sagte er: Gnädige Frau, dies ist eigentlich das allerinnerste Heiligthum meines Herrn; hierher sollt' ich Euch wohl nicht führen! — Indessen — fügte er rasch hinzu — kommt Ihr mir doch nicht anders vor, wie ein zu uns herabgestiegner Engel, und so wirds auch nicht schaden, wenn Ihr dies stille Plätzchen seht.

Er hob bei diesen Worten die Platte auf die Seite; sie verschloß eine andre Abtheilung der Höhle, welche, so wie die erste, durch ein kleines, von Waldreben umranktes Fenster sparsam beleuchtet ward. Ein Kreuz, dem Eingang gegenüber, mit armer Kunst aus dem Felsen gehauen, gab einen überraschenden, rührenden Anblick. — Hier betet mein Herr täglich ganz allein — sagte Guerwin — und dieses Kreuz hat er sich selbst mühsam aus dem harten Stein gehauen.

Auf der andern Seite erblickte die Gräfin, an der Wand aufgehangen, eine vollständige Kriegsrüstung, Helm, Schild und Küraß, Alles sehr wohl erhalten und blank geputzt.

Das Schild zeigte drei goldne Sterne auf dunkelblauem Stahl. — Er putzt sie täglich selbst, diese seine geliebte Rüstung, — sagte immer erläuternd der Alte.

Aber jetzt ward die Gräfin zwischen dem Kreuz und den Waffen eine Oeffnung im Boden gewahr. — Dies ist sein Grab; — sagte Guerwin — hierher hab' ich versprechen müssen, ihn einzusenken, wenn ich, wie er stets behauptet, ihn überleben sollte, trotz meiner Jahre und den seinigen. Hier unter seinen Waffen will er ruhen, und eine Locke, die er stets in einem kleinen goldnen Rahmen auf seinem Herzen trägt, soll ich ihm ins Grab geben. — Aber, o Gott, gnädige Frau! — unterbrach sich Guerwin — ich bin mein Leben lang ein treuer und verschwiegner Schildträger gewesen; und gegen Euch verrath' ich die Geheimnisse des besten Herrn! — Er wandte sich beschämt und schmerzlich ab.

Seyd ruhig, lieber Freund! — sagte die Gräfin sanft, und Thränen schimmerten in ihren schönen Augen — nie sollt Ihr Euer Vertrauen zu mir zu bereuen haben. Ich werde Eure Einsamkeit zu schützen wissen.

In diesem Augenblicke hörte man die Hörner der Jagd durch das Gebirge schmettern, und die Gräfin eilte, ihrem sie suchenden Gefolge zuvorzukommen, damit nicht vielleicht so diese geheiligte Freistatt entdeckt werde. Sie bot dem ehrlichen Guerwin kein Geld, das empfindliche Ehrgefühl eines alten Kriegers zu verletzen, allein in ihrem Innern auf beßre Mittel denkend, ihn und den unglücklichen Ritter zu erfreuen.

Sie kehrte durch den unterirdischen Gang zurück, an

dessen Eingange sie ihr Roß noch ruhig weidend fand, schwang sich mit leichter Anmuth auf, und jagte in den Wald, nachdem sie dem gutmüthigen Guerwin mit holdseligem Danken ihre Hand gereicht, der ihr den Bügel ehrfurchtsvoll gehalten hatte, und nun ganz betrübt und bestürzt der schönen, flüchtigen Erscheinung nachblickte.

Sie aber folgte den lang hinfließenden Hörnertönen, die durch die Felsen hallten, und gleichsam das Verlangen der Suchenden in sehnsüchtigen Rufen auszudrücken suchten. Bald stieß sie auf den Zug der Jäger, die sie mit Angst gesucht hatten und nun mit frohem Jauchzen begrüßten.

Am lebhaftesten äußerte seine Freude der Ritter von Clarence, der bei dem Heimritt nun nicht mehr von ihrer Seite kam. — Aber gnädige Frau, — fing er an, als sie einmal ein wenig abgesondert von den Uebrigen durch eine grüne Schattenhalle ritten — Ihr seyd heute so nahe bei der Wohnung des Wilden — oder — verzeiht! des Einsamen gewesen, und habt ihr nichts von diesem außerordentlichen Menschen gesehen?

Diese anscheinend fröhliche Laune des Ritters verwandelte sich bald in nagenden Unmuth, als er die Art bemerkte, womit Mathilde seine Frage ablenkte, sodann unwillkührlich in ein stilles Nachdenken versinkend. Auch als sie auf das Schloß zurückgekehrt waren, behielt die Gräfin diese Stimmung bei, und verabschiedete bei guter Zeit die ritterlichen Jagdbegleiter, zur großen Bestürzung ihres eiteln Verehrers, der von dem allgemeinen Schluß nicht ausgenommen ward.

Freier athmete sie, als die edeln Herren die Burg ver-

lassen hatten. Auch ihre Leute schickte sie hinweg und zog sich ganz allein in ihr stilles Gemach zurück, um endlich sich einmal dem Strom von Bildern, von lieblich schmerzlichen Erinnerungen hinzugeben, die überwältigend auf sie eindrangen. — Drei Sterne? — sagte sie sinnend — warum nicht drei Rosen? Glaubt' ich doch schon, der Himmel habe sich geöffnet und seine längst Verklärten zu meinem Trost herabgesandt! Archimbald! edler, unglücklicher Geliebter! ach deine Rosen sollten nicht auf Erden blühen! — Doch — haben sie sich nicht in Himmelsblumen umgewandelt? und sind nicht Sterne Himmelsblumen? — Mein Archimbald! — ach Gott! lern' ich denn nie vergessen?

Sie sank bei diesen Worten auf einen Sitz zurück, und ein schwellender Thränenstrom schien sich von dem gepreßten Herzen loszureißen. Das Bild ihres geliebten Archimbald stieg immer wieder und immer herzverwundender vor ihr empor; denn nicht allein in dem Schicksal des Fremden, auch in der Schilderung seines ganzen Wesens, hatte sie tausend Züge wahrgenommen, die dem herrlichen Todten ähnlich waren. Was aber ihre Schmerzen über seinen Verlust so brennend, so verzehrend machte, das war die Qual des Vorwurfs, die sich darein mischte. Sie hatte sich als die Ursache seines Todes anzuklagen.

Als er zurückkam von dem Kreuzzug, dem er im Heer des edeln Königs, Ludwig des Neunten, rühmlich beigewohnt hatte, da fand er die, welche er namenlos geliebt, — als die Gemahlin eines Andern. Nicht um des Lohns der Liebe willen vollbringt der Tapfre seine Thaten, allein nur sie vermag ihm ganz zu lohnen! Archimbald fand sich, als er

nach schweren Tagen den Boden Frankreichs wieder grüßte, um alles Glück seines Lebens betrogen! Die Nachricht von Mathildens Treubruch fand ihn ganz nah bei ihrem Aufenthalte, und tief und heftig, wie er sie geliebt, war sein verzweiflungsvoller Schmerz bei dieser Nachricht. Er schrieb ihr einen Brief, worin er ihr kurz und erschütternd den Zustand seiner Seele malte; — und am andern Morgen hatte man den Leichnam des Unglücklichen am Ufer des naheflie- ßenden Stroms gefunden, die Brust von einem Schwertstoß — wie man nicht zweifeln konnte, von seinem eignen Schwert — durchbohrt.

Wie es möglich war, daß Mathilde diesen fürchterlichen Augenblick überlebte, kam ihr selbst immer als ein Wunder vor. Doch der Schmerz tödtet oft nur langsam. Als sich die Kräfte ihrer Jugend aus einer tödtlichen Krankheit emporrangen, blieb eine unheilbare Schwermuth ihre beständige Begleiterin. Einiger Trost war es für sie, daß ihr Gemahl den Leichnam des unglücklichen Getödteten, um der Nähe willen, eine Stelle in seinem Erbbegräbniß gönnte, und die wohlbekannten Waffen mit dem Sinnbild der drei Rosen in seiner Waffenhalle aufgehangen wurden.

Zwar durfte sie sich sagen, daß sie nicht anders, als nach langem Widerstreben, dem Dringen ihres Vaters nachgegeben hatte, und nur nach der erhaltenen falschen Nachricht, wie Archimbald bei Kairo gefallen sey; dennoch warf sie sich Untreue gegen sich selbst und gegen das Andenken des edelsten der Männer vor. — O warum, — sagte sie sich oft — warum hab' ich mich nicht mit einem offenherzigen Geständniß an die Großmuth des wackeren Grafen

von Valmaure gewendet? Gewiß würde er nie in einer Liebe sein Glück gesucht haben, die seine Gattin nicht mit ihm theilen konnte.

Jetzt war es ihr ein linderndes Gefühl, das Andenken des unvergeßlichen Verlornen auch in der Aehnlichkeit zu ehren, die jener Sohn des Unglücks mit ihm trug. Sie machte sich eine heilige Pflicht daraus, seine nachtdunkle Trauer zu erhellen. Deshalb suchte sie noch mehr, als vorher, die Einsamkeit, und ließ die häufigen Besuche des Ritters von Clarence zurückweisen, um dafür in Begleitung ihres Stallmeisters, eines bejahrten, wackern Mannes, öftere Streifzüge nach der Gegend zu unternehmen, wo sie den Verlaßnen zu sehen, vielleicht zu sprechen hoffen durfte. Allein ein Unfall hielt den edeln Ithier auf längere Zeit vom Ausgehen ab. Denselben Tag, wo Mathilde in seinen Zufluchtsort gedrungen war, hatte ihn auf der Jagd eine Schlange in den Fuß verwundet.

Näher und näher wagte die Gräfin sich zu seiner stillen Freistatt; denn jeden Wunsch verstärkt die Schwierigkeit im menschlichen Gemüth. Sie ließ den Stallmeister im Walde auf sich warten, um selbst gegen ihn das Geheimniß des Unglücks zu ehren; sie aber stieg auf den äußersten Rand des Felsen, von wo aus sie das friedliche Gärtchen und das ganze stille Gebiet zu ihren Füßen liegen sah. Nicht lange hatte sie gestanden, so hörte sie einzelne Harfenlaute, und jetzt ward sie den lang Gesuchten selbst gewahr, wie er, nicht fern von seiner Höhle, auf einem Felsstücke saß. Zwar war er von ihr abgewendet, auch selbst durch eine vorragende Klippe verdeckt; dennoch erkannte sie eine ungemein edle

Gestalt, edel in Anstand und allen Bewegungen. Sie lauschte angestrengt, und deutlich hörte sie das nachfolgende Lied, das er mit einer tiefen, tonvollen Stimme zur Harfe sang:

Es geht die alte Sage
Bei Menschen aus und ein:
Nicht Lieb' und Mitleid trage
Das wilde Felsgestein;

Doch wo, wie Schneegefilde,
Der Busen zart sich hebt,
Sey auch von zarter Milde
Die weiche Brust belebt.

O Menschen, falsche Sage!
Wohl reg' für Scherz und Lust,
Doch für des Schmerzes Klage
Ist Stein die zarte Brust!

Doch wo die Wälder schauern
Auf dunkelm Felsgestein,
Da zieh' mit deinem Trauern,
Du armer Flüchtling, ein!

Wenn bei des Glückes Schwanken
Dich Lieb' und Huld verläßt;
Die Felsen ohne Wanken
Steh'n dir als Freunde fest.

Ruh' kühn in ihren Armen!
Es hegt für Treu und Schmerz
Die Felsenbrust Erbarmen,
Doch nicht des Menschen Herz!

O Gott! — seufzte Mathilde — wie schwer muß er gekränkt worden seyn, eh' er zu dieser Bitterkeit gekommen ist. — In dieser Stimmung wagte sie nicht ihm zu nahen, und kehrte tiefsinniger zurück, als sie gekommen war.

Der Ritter von Clarence hatte indeß mit glühendem Unmuth der Ursache nachgedacht, warum ihn die Gräfin so sichtbar von sich entferne. Er konnte durchaus keinen Grund auffinden, als er zufällig durch einen seiner Diener hörte, die Gräfin sey in das Felsenthal des wilden Ithier gegangen und habe ihren Stallmeister am Eingang auf sich warten lassen. Jetzt ging eine schreckliche Vermuthung in der Seele des Ritters auf, die ihm bald zur Gewißheit ward, als er alle Umstände verglich. Außer sich, gefoltert von wüthender Eifersucht und von empörtem Stolz, sich einem solchen Nebenbuhler aufgeopfert zu sehen, wollte er in der ersten Wuth gegen die Gräfin selbst ausbrechen; allein bei reiferm Nachdenken fand er doch, daß dies für einen artigen Ritter nicht geziemend sey; auch konnte er der Hoffnung auf den Besitz der schönen Lehnsherrin noch immer nicht im Innern seines Herzens entsagen. Er beschloß daher nur, seinem unwürdigen Nebenbuhler die ganze Schwere seines Zorns fühlen zu lassen, und sandte einen Herold, der dem Beleidiger die fürchterlichsten Drohungen überbringen sollte.

Ithier trat eben, von seinen Wunden wieder ganz geheilt, zum ersten Mal aus seiner Felsenwohnung; der schöne, heiterfrische Morgen schien auch ihn einmal zu erheitern und unwillkührlich sein Herz einer fröhlichen Ahnung aufzuschließen; da hörte er plötzlich Trompetenklänge, die das Echo der Felsen weckten. Der Herold von Clarence war auf

den Rand des Felsen getreten, er rief mit lauter Stimme in den Grund hinab: Mein Herr, der Ritter von Clarence, verbietet hiermit dem Bewohner dieser Wildniß, fortan Besuche von der Gräfin von Negremont anzunehmen, welche mein Herr zur Dame seines Herzens erkohren hat. Wo nicht, so wird er ihn mit Allem, was ihm angehört, in seinem Felsennest verbrennen lassen.

Verwundert hatte Anfangs Ithier diese Worte angehört. Ihr auffordernder Ton, schon der Klang der Trompete, erweckten aber bald den alten kriegerischen Muth in ihm. — Warte! — rief er dem Herold zu — ich will dir schriftlich Antwort geben.

Er ging darauf in seine Wohnung, schrieb, wie ein Krieger schreibt, der einen Andern in die Waffen fordert, eilte dann ungesehen mit dem Blatte durch seinen Felsengang, und stand mit einem Mal, in seiner ganzen furchtbaren Hoheit, vor dem erschrocknen Herold.

Armseliger Bote eines wahnsinnigen Ritters! — rief er ihm zu — geh'! bringe deinem Herrn dies Blatt! und — — laß dich nie wieder in dieser Gegend finden!

Der Blick, die Donnerstimme, womit er dieses sagte, setzten den Herold so in Schrecken, daß er betäubt und zitternd floh, und in der Eile seines Laufs das Blatt in den verschlungnen Waldwegen verlor.

Die Gräfin kam indeß, mit ihrem Stallmeister, bei ihrem gewöhnlichen Ausritt auf diese Stelle; sie sah ein Blatt in dem Gebüsche schimmern, ließ es sich reichen, und las mit Verwunderung folgende Worte:

„Ithier, Bewohner des Ardennerwaldes, beleidigt

durch die Drohungen des Ritters von Clarence, fühlt sich bewogen, um seinetwillen noch einmal den Vorsatz ewiger Abgeschiedenheit zu brechen. Wenn dieser Beleidiger, nächste Nacht, eine Stunde nach Aufgang des Mondes, sich auf dem Stern der Grenzen finden will, begleitet von einem Waffengefährten, so mag er den im Zweikampf kennen lernen, den er so ungerecht beleidigt hat. — Auf diese Nacht!" —

Mathildens Augen leuchteten, als sie das Blatt gelesen hatte; ein kühner, aber glücklicher Gedanke stieg in ihr auf. Der Himmel selbst schien ihr das Mittel an die Hand zu geben, wie sie ein unsinniges Blutvergießen um ihrentwillen hindern — denn leicht errieth sie den ganzen Zusammenhang — und zugleich den so lang gehegten Wunsch nach Ithiers Bekanntschaft befriedigen könne. Sie lenkte ihren Zelter heimwärts, und, auf dem Schlosse angekommen, beschied sie sogleich ihren Stallmeister allein in ihr Gemach. Sie vertraute dem wackern Mann die ganze Lage der Sachen, bat ihn um seinen offenherzigen Rath und dann um seinen Beistand.

Auch er mußte ihr Vorhaben billigen. Die Ausführung war leicht und schnell. Der Stallmeister hatte einen Sohn, welcher nun eben seine ersten Waffen erhalten hatte. Erfreut brachte der Vater seiner Gebieterin die glänzende Rüstung des zarten Jünglings, die ihrer Größe ungefähr angemessen schien. Bald war die liebliche Gestalt in Erz gehüllt, auch der Stallmeister wappnete sich zu ihrem ritterlichen Beistand, und Beide kamen noch lang vor der Stunde des Kampfs an der bestimmten Stelle an.

Der Stern der Grenzen ist ein Ort in dem Ardennerwalde, wo sich alle Wege aus den verschiednen Herrschaften durchkreuzen und gleichsam einen Stern bilden. Der freie Raum auf ihrem Mittelpunkt war zum Kampfplatze wohl geeignet. Mathilde und ihr schützender Begleiter betraten schweigend diese feierliche Stätte, und eben war der Vollmond hinter einer Anhöhe aufgegangen, groß und hell, wie ein blanker, leuchtender Schild. Es war, als ob die hohen, dunkeln Bäume ehrerbietig zurückträten, der Mond aber, als Kampfrichter, immer höher und höher walle. Kein Lüftchen unterbrach das heilige Schweigen der Nacht. Mathildens Herz schlug hoch, als jetzt der entscheidende Augenblick herannahte. Nach einer kleinen Weile sahen sie von der Anhöhe einen hohen Ritter herniedersteigen, in völliger, leuchtender Rüstung, fast selbst so herrlich und leuchtend, als der Mond, der eben vor ihm auf der Höhe gestanden hatte, und jetzt zur Seite über die Eichen her ihn wohlgefällig bestrahlte. Ihm folgte, ebenfalls gewappnet, sein treuer Waffenträger. Mathilde und der Stallmeister erkannten alsobald Ithier und den wackern Guerwin.

Alle vier Kämpfer gingen einander gehaltnen Schritts entgegen und trafen auf der Mitte des Kampfplatzes zusammen. Mathilde konnte im Näherkommen nicht genug die schmerzliche Aehnlichkeit bewundern, die der herrliche Fremde in Wuchs und Gang und Anstand mit ihrem verklärten Geliebten hatte. Als Ithier aber das zarte, jugendliche Ansehn seines Gegners sah, da überwand alsbald großmüthiges Mitleid das Rachgefühl im Busen dieses Helden. — Jüngling, — sagte der hohe Krieger, und blickte mild auf seinen

schwachen Feind herab — durch welche rasende Verblendung forderst du die Waffen eines geübten Kriegers zum verderblichen Kampfe auf? Glaube mir, ich kenne die Dame nicht, auf welche du eifersüchtig bist, und mag sie auch nie kennen lernen! Diese Erklärung von meiner Seite laß dir genügen, und siehe dein Unrecht ein! denn sicher, dein Tod würde mir mehr Schmerz, als Ehre, zuwege bringen.

Tief gerührt durch den Edelmuth, von dem diese Worte zeugten, war es der Gräfin nicht möglich, die Täuschung länger fortzusetzen. — Großmüthiger Ritter! — rief sie aus — o könntet Ihr wohl eine Täuschung verzeihen, die nur aus guter Absicht unternommen ward? Der Ritter von Clarence hat Euch um einer Dame willen aufgefordert, die nicht will, daß um ihrentwillen Blut vergossen werde. Es ist die Gräfin von Regremont, Eure jetzige Grundherrin und — — sie seht Ihr in diesem Augenblicke vor Euch.

Die erste Bewegung Ithiers bei diesen Worten war, sich scheu abzuwenden und eilig die Flucht zu nehmen; allein Mathilde warf sich ihm in den Weg und sagte innig: O flieht mich nicht! Beim heiligen Gott, nicht Neugier ist's, die mich bewegt, Euch aufzusuchen, sondern die wärmste Theilnahme! Ich wünschte Euch trösten zu können!

Ithier stand und zögerte. Trotz seiner Wildheit, blieb er doch immer ein Frankenritter, über welchen das weibliche Geschlecht stets ein bedeutendes Ansehn übte. — Gräfin von Regremont, — sagte er ehrerbietig — ich kenne Euren Namen nicht, so wenig als Euch selbst; allein als

meine Grundherrin bitte ich Euch um Vergunst, mich ungesäumt in meine Einsamkeit zurückflüchten zu dürfen.

Bei diesen Worten verbeugte er sich gegen sie mit ritterlichem Anstande und wollte flüchtig in den Wald einlenken. Allein Mathilde bat so innig, zeigte ihm eine so wahre, so gefühlvolle Theilnahme, daß er nicht länger dem Zauber widerstehen konnte, der ja für jedes Menschenherz so süß ist, dem Zauber der Mittheilung an ein verstehendes Gemüth. Er willigte ein, auf Mathildens dringende Bitten, ihr die Geschichte seines Lebens und seines Unglücks zu vertrauen. Beide entfernten sich von ihren Waffengefährten, und setzten sich am Fuß der Anhöhe, wo Ithier mit folgenden Worten begann:

Ihr wollt es, unerbittliche Gräfin, ich soll Erinnerungen an das Licht rufen, die ich lieber in ewige Nacht vergraben möchte. Zwar werdet Ihr mir keinen neuen Schmerz erwecken; denn des Vergessens ist meine Seele ohnedies nicht fähig!

Entstammt aus dem Geschlecht der Tapfern, die einst dem kühnen Clovis das Reich der Franzosen gründen halfen, belebte mich von frühester Jugend an der Wunsch, meinen edlen Ahnen zu gleichen. Auch gelang es mir, schon als ich von meinem ersten Feldzuge nach einigen Jahren in das väterliche Haus zurückkam, meine Verwandten durch manches Ehrenzeugniß meines kriegerischen Wohlverhaltens zu erfreuen. Zugleich fand ich auch hier wieder Gelegenheit zu

einer guten Waffenthat. Eine Dame in unserer Nachbarschaft wurde durch einen ehrvergeßnen Ritter in schmachvolle Gefahr gesetzt, welcher sich öffentlich mit Gunstbezeugungen rühmte, die er von ihr erhalten haben wollte. Ihr Gemahl, ein Freund und Lehnsnachbar meines Vaters, war außer sich über den Schimpf, und glaubte dem Nichtswürdigen. Die Unglückliche, vorher von aller Welt geachtet, war jetzt der Härte des Gesetzes preisgegeben. Der Ritter, um sich des Vorwurfs der Lüge zu entziehen, hatte sich erboten, die Wahrheit seiner Worte durch Schwert und Lanze zu beweisen. Der Elende! wahrscheinlich hatte er die Gesetze der Ritterschaft vergessen; vergessen, daß verrathne Wahrheit in solchem Falle nicht minder schändlich, als Erdichtung ist. Empört, durchglüht von Abscheu und Verachtung, trat ich als Kämpfer der Beklagten in die Schranken, und Gott gab meinen Waffen Glück.

Ein allgemeiner Freudenruf des Volks begrüßte den Sieg im Gottesurtheil und mit unbeschreiblicher Freude und Dankbarkeit ward ich von den Verwandten der Geretteten umringt, die ich, eben so wenig als die Dame selbst, vorher gekannt hatte. Allein seit dieser Zeit war ich einheimisch in dem trefflichen Verwandtschaftskreise. Die Dankbarkeit meiner Beschützten war rührend; ihr entzückter Gemahl nannte mich seinen Wohlthäter, den Retter seiner Ehre und seines Lebensglücks. Ich fand die Dame schön und anmuthsvoll, allein schon die früh eingeprägte Ehrfurcht gegen die Heiligkeit der Ehe und des Gastrechts zugleich verhinderte mich, nur einen kühnen Blick auf sie zu werfen. Allein ich sollte

bald die Liebe, das erste und das einzige Mal in meinem Leben, kennen lernen, doch ach, zu meinem namenlosen Schmerz!

Damals schien das Geschick meine Redlichkeit belohnen zu wollen. Während ich hier dem Eindruck, welchen die schöne Herrin auf mich machte, mit festem Willen widerstand, legte das Schicksal ihrer jüngern Schwester, welche in einem Kloster erzogen worden war, den Wunsch ins Herz, den Retter ihrer geliebten Schwester kennen zu lernen. Sie kam; ich sah in ihr das Ebenbild meiner Geretteten, nur noch unendlich reizender; von ihr kann ich Euch keine Schilderung machen; sie ist mir immer unvergleichlich vorgekommen. Auch mein Anblick schien ihren Augen nicht zu misfallen; ein Sieger mag wohl stets im ersten Augenblicke einen günstigen Eindruck machen. Wir lernten uns näher kennen, und unsre Herzen schienen zu halten, was unsre Augen versprochen hatten. Dem glühenden Geständniß meiner Liebe begegnete das ihrige, gemäßigter, allein nicht minder zärtlich.

Indessen hatte mir mein Vater eine Gemahlin ausgesucht, schön, reich, und aus einem der mächtigsten Häuser des Königreichs. Allein wie hätte ich dem Bunde meines Herzens untreu werden sollen? Offen gestand ich meinem Vater meine frühere Wahl, die freilich minder glänzend und vortheilhaft war, als jene. Er gerieth außer sich und drohte mir mit Enterbung. Ich trug die ganze Schwere seines Zorns mit kindlicher Geduld und überwand sie endlich. Er

gab seine Einwilligung. Dies war der einzige Augenblick meines Lebens, der, wie ein wolkenloser Berggipfel, im Sonnenlichte stand; von dort an ging es wieder abwärts. —

Ich eilte zu meiner Geliebten, und meine Freude verklärte sich erst in der ihrigen. — Nur noch der Rückkehr ihres Vaters bedurfte es, welcher schon einige Zeit im Auslande war, um meine Werbung förmlich anzubringen. Allein zu eben dieser Zeit brach das Heer unsers edeln Königs von Aiques-Montes aus, zum Kreuzzuge auf. Ich war schon längst dazu verbunden, und hätte ich da zurückbleiben sollen, wo sich die Blüthe der französischen Ritterschaft unter die Kreuzpaniere, unter die Anführung unsers frommen Helden drängte? Ach, ich seufzte nicht über die Tage, die ich der Liebe entziehen mußte, um sie der Ehre und der Pflicht zu weihen; nur die Ungewißheit über mein Schicksal, über den Besitz meiner Einziggeliebten, machte mir den Abschied von ihr namenlos schmerzlich.

Sie selbst, obgleich in Thränen über unsere Trennung zerfließend, suchte mir mindestens Hoffnung einzuflößen. — O zage nicht, Geliebter meiner Seele! — sagte sie fest. — Wie könnte dir mein Vater wohl meine Hand verweigern? Hast du nicht, du allein, die Ehre unsers Hauses, das Glück, das Leben meiner unglücklichen Schwester gerettet? Hast du nicht Recht auf unsre höchste Dankbarkeit?

Ein wenig beruhigt durch diese Worte, schied ich von ihr, nachdem wir uns noch tausendmal die Schwüre ewiger unwandelbarer Treue wiederholt hatten.

Das Kreuzheer landete zu Damiette; Beschäftigung auf dem Felde des Ruhms war ein kräftiges Heilmittel gegen meinen Gram; auch in der Freundschaft fand ich bald einen wohlthätigen Ersatz für die Entbehrungen der Liebe. Mit einem der ausgezeichnetsten Ritter im Heer, mit Hugo von Saint Amant, schloß ich den Bruderbund. Er war eben so tapfer, als liebenswürdig und gefühlvoll; wir glichen uns an Jahren, wie in unsern mehrsten Neigungen, und da Männer im Felde der Gefahr immer sehr schnell vertraut werden, so wurden auch wir es bald. Untrennbare Gefährten, theilten wir oft den schönsten Kriegerruhm. So drangen wir, im Vortreffen kämpfend, siegreich in das Lager des mächtigen Phakhreddin; so, unter den Begleitern des wohl zu kühnen Robert von Artois, standen wir, Einer an des Andern Seite, unter dem Pech- und Schwefelregen, der in den Straßen von Mansura auf uns niederfiel, unter den Blut- und Feuerströmen, die sich dort mischten, und schlugen uns endlich mit dem Großmeister der Tempelherren durch die mordathmenden Muselmänner. Auch bei der Brücke, die der tapfere Joinville so glorreich vertheidigte — — Doch verzeiht, edle Frau! wohin riß mich die Erinnerung an jene vergangenen Waffentage? Ach, bleibt denn der Mensch stets ein Kind, das immer nur an seinen Lieblingsspielen hängt?

Allein seine Augen hatten während des letzten Theils seiner Erzählung wieder so freudig gefunkelt, daß Mathilde dem Himmel dankte, den Puls des Lebens: Freude, wieder in ihm erweckt zu sehen. Sie bat ihn daher tief be-

wegt, ihr ja diese rührenden Erinnerungen nicht vorzuenthalten.

Ach, edle Dame, — erwiederte der Ritter und seine Stimme war wieder gesunken — Erinnerung ist ein flüchtiger Blitz, welcher die Nacht um uns noch tiefer macht! — Ein schwerer Seufzer wand sich von seinem Busen los. — Von meinem Freunde wollt' ich Euch nur noch erzählen, — fuhr er, sich fassend, fort — wir hatten sehr viel mit einander gleich, in einem Zuge nur waren wir ganz verschieden. Ich hing mit eigensinniger Treue an der, die ich einmal zur Herrin meines Herzens auserwählt. Er dagegen war nicht fähig, nur einen Monat bei einem Gegenstande zu verweilen, und die Schönen von Cypern, wo wir vorher gelandet waren, ja selbst von Afrika, hatten der Reihe nach die heimischen Schönen aus seinem Herzen rein verdrängt. Vergebens sucht' ich seinen Leichtsinn zu bekämpfen. Er führte wohl seinen Namen: St. Amant, mit der That; denn es schien beinahe sein Beruf, der huldigende Liebhaber jeder Schönheit zu seyn. Indessen von Natur höchst gutmüthig und zärtlich, durfte man wenigstens nicht besorgen, daß er sich großes Unrecht gegen das schutzlose Geschlecht zu Schulden kommen lasse, und man verzieh ihm diesen einzigen Fehler um seiner vielen Tugenden willen.

Unser heldenmüthiger, aber nicht glücklicher König war zum Frieden genöthigt; wir landeten wieder im Vaterlande. Mein Freund und ich, beide im Norden Frankreichs heimisch, eilten wir jetzt vereint den Grund der Heimath bald wieder

zu grüßen. Wir langten an, und — das Erste, was mir auf der Grenze unsrer Landschaft entgegen kam, war die Nachricht, daß sich mein unglücklicher Vater zu einer Verschwörung gegen seinen Lehnsherrn hatte verleiten lassen, daß er durch die strenge Königin Blanka und ihre Mitregenten aller seiner Güter verlustig erklärt — und — im Kampfe gefallen war.

Ich darf Euch wohl nicht sagen, welchen Eindruck diese Nachricht auf meine Seele machte! Ich warf mich an die treue Brust meines Freundes, in dessen Theilnahme ich noch die einzige Milderung dieses furchtbaren Schlages fand. Er fühlte ihn mit mir, er weinte mit mir heiße, aufrichtige Thränen; als ich ihn aber bat, die nächste Nacht, vor deren Einsamkeit mir graußte, brüderlich mit mir zu durchwachen, da mußte ich bemerken, daß dies ihm schwer einging, daß er erbleichte und erröthete. Ach, die Schönen Frankreichs hatten jetzt schon wieder ihren Platz bei ihm eingenommen und eine Dame aus der Nachbarschaft ihm diesen Abend eine Zusammenkunft verheißen.

Ich fühlte wohl, was in ihm vorging; wehmüthig blickte ich auf seine Rüstung, — wir hatten nemlich, wie das oft Waffenfreunde thun — unsre Rüstungen gegen einander vertauscht, — ich führte jetzt sein Schild mit drei glänzenden Sternen, er das meine, welches drei Rosen zierten. — Ach, Bruder, — sagte ich — wohl ist es deutsam, daß wir unsre Rüstungen vertauscht haben! Dir blühn fürwahr des Lebens Rosen in ihrer anmuthigen Fülle; mir

werden wohl nichts, als die bleichen Sterne bleiben, die mir dort oben mein Theil anweisen!

Er bat mich darauf, ihm nur zwei Stunden zu vergönnen, in welchen er die dermalige Herrin seines Herzens nur flüchtig sprechen wolle; dann werde er wieder zurückkehren und die Nacht mit mir zubringen.

Was konnte ich dagegen einwenden? Er flog dahin, zu seinem Liebesglück, und ich blieb traurig mit meinem Schmerz allein. Es war eine fürchterliche Dunkelheit um mich her. Zwar schien zuweilen der Gedanke an meine Liebe noch wie ein Lichtstrahl durch das Dunkel brechen zu wollen; aber jetzt, wo ich aller meiner Güter beraubt war, ein Unglücklicher, ein Verbannter, durfte ich jetzt auf ihre Hand noch Anspruch machen? Wenigstens wagte ich nicht, mich so unmittelbar auf der Burg ihres Vaters darzustellen; ach, das Unglück macht schüchtern! Ich sandte von der Herberge aus, in der wir eingekehrt waren, einen Boten an ihren Schwager, auf dessen Freundschaft ich doch wegen des Vergangenen noch einiges Recht zu haben meinte, und fragte ihn, ob und wo ich wohl meine Geliebte sprechen könne?

Indeß vergingen die zwei Stunden, verging die ganze Nacht, und St. Amant kam nicht zurück! In meiner Seele schlugen stürmisch die Wogen des Schmerzes empor. Jetzt endlich brach der lang ersehnte Morgen an, und sein belebender Strahl schien auch in meine Nacht einigen Trost zu gießen. Ich trat hinaus vor die Thür der Herberge und

überblickte die fröhliche Morgenlandschaft, die, mit blitzenden Thauperlen und Rosen des steigenden Tages geschmückt, blühend und funkelnd vor mir lag. Der majestätische Strom floß ruhig zwischen seinen Ufern, von streifenden Lichtern beglänzt, und ihm zur Seite, in nur mäßiger Entfernung, ragte eine stattliche weiße Burg mit vielen glänzenden Zinnen und Thürmen prächtig ins Morgenlicht empor. Unwillkührlich mußte ich mich an den Reizen der Landschaft freuen und die balsamische Luft der Frühe spielte lindernd um meine wunden Augen nach der durchwachten Nacht.

Mit jedem Augenblicke hofft' ich jetzt meinen Freund herannahen zu sehen. Statt seiner kam der Bote wieder, den ich an die Verwandten meiner Geliebten gesendet hatte. Er brachte mir einen Brief von dem Gemahle ihrer Schwester. Zitternd erbrach ich ihn, und — o heiliger Gott! noch jetzt verläßt mich das Bewußtseyn, wenn ich an jene schrecklichen Zeilen denke, so sehr sie der Ritter durch höfliche Worte zu mildern gesucht hatte! Er schrieb mir, daß der Gegenstand meiner innigen, unauslöschbaren Liebe seit zwei Monaten, — so lange war es nemlich seit dem Unglück meines Vaters und dem Verluste meiner Güter her — daß sie seit dieser Zeit durch die Verhältnisse bestimmt, — durch — o Gott! mit einem Worte: daß sie das Weib eines Andern sey!

Es war, als ob in meine Brust mit einem Mal sich tausend Lanzenspitzen bohrten! Ich starrte betäubt vor mich hin; mit einem dumpfen Schrei rief ich den Namen des

Beglückten aus, den mir sein jetziger Schwager genannt hatte. Die Gegenwart des Boten, eines ehrlichen jungen Landsmanns, hatte ich in meiner heftigen Bewegung nicht geachtet. Erschrocken und mitleidig sprang er herbei, und sagte, indem er den Namen wiederholte, den ich eben genannt hatte: Herr Ritter, wenn Ihr zu dem Herrn Grafen gewollt habt, der seit kurzem die Schwester der Dame geheirathet hatte, woher ich eben komme, so seyd Ihr gar nicht weit davon! Seht Ihr? dort wohnen sie, dort auf dem schönen Schloß im Morgenscheine! — Vor meinen Augen ward es dunkel; das Schloß im Morgenschein fiel so blendend, so brennend hinein! Betäubt gab ich dem Jüngling alles Gold, das ich bei mir hatte, und irrte einsam am Ufer des Stroms hinab, von wo mein Freund herkommen mußte. Es ist ein instinktartiges Gefühl, das uns im Augenblicke des höchsten Schmerzes bewußtlos nach dem Freunde treibt; bewußtlos dürstete ich nach seinem Anblick. Ich sollt' ihn auch bald sehen; — aber — o Gott! wie? — ausgestreckt auf dem grünen Ufer, im Blute schwimmend und entseelt, fand ich das letzte Kleinod meines Lebens; von einem Schwerte war sein Herz durchbohrt.

Die Dame, zu welcher er am vorigen Abend eilen wollte, war zum Unglück vermählt. Ihr eifersüchtiger Gemahl hatte von dem verbotnen Liebeshandel meines Freundes Kundschaft erhalten und ihn in der ersten Wuth der Rache aufgeopfert. So war er denn in der Mitte seiner Rosen untergegangen, die er noch höher durch sein Blut geröthet hatte.

Wer nun aber entweder die Verzweiflung eines so überhäuft hereinbrechenden Unglücks in seinem Leben nie erfahren hat, oder wem Gott übermenschliche Kraft verlieh, der mag mich anklagen, wenn endlich so viele wiederholte Streiche die Kräfte meines Körpers zusammenbrachen! wenn ich nicht mehr im Stande war, aufwärts zu schauen, nachdem ich einige Tage lang fruchtlos gekämpft und weiter fort in das ardennische Gebirge geirrt war, und nun beschloß, zwischen den Klippen eines Abgrunds mein jammervolles Daseyn zu zerstören. Alles hat Maaß und Ziel, auch die menschliche Kraft für namenloses Elend!

Seine Stimme war gegen das Ende seiner Erzählung dumpfer geworden, und er schien sich wieder in die trostlose Wildniß seines Schmerzes zu verlieren, als ihn das heftige Schluchzen seiner Zuhörerin aufmerksam machte. Vom Anfang der Erzählung an hatte Mathilde mit unaussprechlicher Bewegung an Ton und Stimme und an jedem Umstand seiner Geschichte ihren geliebten Archimbald erkannt, ob sie ihn gleich nur durch ein Wunder vom Tod erstanden glauben konnte. Sie hielt die Ausrufungen ihres Erstaunens zurück, aus Furcht, ihn in seiner Mittheilung zu unterbrechen, und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, kaum wagend, Athem zu holen, und ihre ganze Seele dem wunderbaren, seligen Eindruck entgegen neigend. Der Tausch der Rüstungen löste das Räthsel zu völliger Klarheit auf. Allein als er auf die Schilderung seiner herzzerreißenden Schmerzen kam, der Schmerzen, welche er um ihrentwillen erduldet, da war sie ihrer ungestüm hervorbrechenden Thränen nicht mehr mächtig.

Was ist Euch, edle Dame? — fragte der Ritter, trotz seiner eignen Bewegung großmüthig besorgt zu ihr hingeneigt.

O Gott im Himmel! Archimbald, sie war nicht treulos, die unglückliche Mathilde! — schluchzte die Liebende, und stürzte, aufgelöst in Schmerz und Seeligkeit, zu seinen Füßen.

Der Mond war indeß auf seiner Bogenbahn weiter herum gekommen, und schien der Knieenden, die das Visier des Helmes aufgeschlagen hatte, hellleuchtend in das schöne Angesicht, das sie mit Thränen übergossen zu dem Geliebten emporrichtete.

Erschrocken blickte Archimbald in die geliebten Züge, die er nur zu wohl wiederkannte. Es war nicht mehr das volle blühende Jugendantlitz, wie er es vormals gesehen, allein veredelt und unendlich rührender durch den Ausdruck der Schwermuth, der darauf eingegraben war. — Liebe ist wahrhaftig ein Götterkind, sie ist unsterblich! Trotz aller Zweifel, welche der Ritter gegründet gegen ihre Treue hatte, nur ein Schimmer der Möglichkeit, daß sie doch wohl unschuldig seyn könne, und hinweg waren alle Vorsätze, sie zu fliehen und zu vergessen! Er schloß sie außer sich in seine Arme, und bald nach den ersten stürmischen Augenblicken der Ueberraschung ward es der Sprache der Wahrheit und Liebe leicht, ihn zweifellos zu überzeugen, daß seine trauernde Geliebte nur auf die Nachricht seines Todes den

dringenden Vorstellungen ihres Vaters Gehör gegeben und an einen bejahrten Gatten ihr, nun ohnehin freudenloses Daseyn gebunden habe. Mathilde erzählte ihm noch, wie bald nach dem Tode ihres Gemahls ihr die fürstliche Herrschaft Regremont durch eine Erbschaft von mütterlicher Seite zugefallen sey. Alles löste sich in Einklang und Entzücken auf.

Am andern Morgen ließ die Gräfin alle ihre Vasallen auf dem Schloß Regremont versammeln. Sie erschien unter ihnen schöner, als je, im vollen Schmucke ihrer Hoheit, und erklärte, wie sie endlich entschlossen sey, ihnen einen Lehnsherrn und sich einen Gemahl zu wählen.

Der eitle Ritter von Clarence erröthete vor Freude; denn er dachte nichts Gewisseres, als daß seine wohl angebrachte Drohung einen so heilsamen Schreck in dem Herzen der Gräfin hervorgebracht, und sie bewogen habe, niemand Anders als ihn zum Gemahl zu wählen. Allein jetzt öffneten sich die Flügelthüren eines anstoßenden Saals, und heraustrat in voller Rüstung der heldenmüthige Archimbald von Vitri, dessen Thaten in Afrika ihm allgemeine Achtung erworben hatten. Mathilde erklärte, daß er ihr längst und einzig Geliebter und, wie sie hoffe, kein unwürdiges Oberhaupt einer so rühmlichen Ritterschaft sey.

Alle jauchzten, den todtgeglaubten Helden in vollem Lebensschmuck zu sehen. Selbst Clarence verbarg seine Beschämung mit guter Art, und bald ward die Vermählung

der treuen Liebenden mit angemeßner Pracht vollzogen. Der alte Ritter aber, welcher so großmüthig die Vertheidigung des unglücklichen Fremdlings übernommen hatte, so wie die beiden treuen Begleiter zum Kampfplatz, theilten fortan das Glück des edeln und seines Glückes werthen Paares.

VII.

Still und Tief.

Novelle.

Land der Blüthen, o Valenzia!
Reich bist du an jeder Schöne;
Blumen aller Farben schmücken
Dein bezauberndes Gebiet.

Rosen hoher Schönheit glänzen
Bei den Myrthen zarter Liebe,
Und die glühenden Granaten
Herzgewalt'ger Leidenschaft.

Und bei all der Blumen Funkeln
Blüht in edlen Lorbeers Schatten,
In des Thaues sanften Thränen,
Auch das Veilchen unschuldsvoll.

In jenen glücklichen Gegenden reifte die Freundschaft zweier Jünglinge, die beide von der Natur durch liebenswürdige Eigenschaften gleich ausgezeichnet waren, aber in ihren Schicksalen einander auffallend entgegenstanden; denn so sehr der Eine vom Glück begünstigt wurde, so sehr schien der Andere von einem widerwärtigen Geschick verfolgt zu werden; und wohl mochte der milde Sinn des Einen, so wie die verderb=

liche Leidenschaftlichkeit des Andern an ihrem Schicksale großen Antheil haben.

Don Alonso de la Valera, schon frühzeitig elternlos geworden, war bei dem Vater seines Freundes Fernandez, bei Don Camillo de la Cuerta, auferzogen worden, der in ihm den Nachlaß eines theuern Jugendfreundes liebte. Mit mehr als brüderlicher Zärtlichkeit hing der sanfte, liebevolle Fernandez an dem neugewonnenen Zwillingsbruder. Die innigste Gemeinschaft herrschte ununterbrochen zwischen Beiden, bis in spätern Jahren ihre Bestimmung sie trennte. Fernandez wählte den Dienst der Waffen unter Alba's Fahnen und folgte ihm ins ferne Flandern; Alonso zog den Seedienst vor, und so wurden die bisher so Unzertrennlichen durch Länder und Meere von einander geschieden. Als Officier der Flotte König Philipps kam jetzt Alonso de la Valera ins Vaterland zurück, von dem ihn mehrere Jahre die Stürme des Kriegs entfernt gehalten hatten.

Es war ein heitrer Sommerabend, als sich die Schiffe den Küsten von Valenzia näherten; wellenlos war das Meer und ein rosenfarbener Nebel überzog das Land; die königlichen Thürme der Stadt glänzten von den streifenden Sonnenstrahlen, und flatternd neigten sich die Haine vom Ufer her den Kommenden entgegen.

Voll stiller, lang' nicht gefühlter Freude hob sich des Ritters Herz; über sein trübes Leben schien ein neuer Hoffnungsschimmer aufzugehn, doch mischte sich ein Schatten ahnender Wehmuth in das erhellte Bild. — Seh' ich dich endlich wieder, theure Heimath! — rief er — aber ach!

was find' ich in dir wieder? wo ist ein Herz, das liebend meiner Ankunft entgegenschlüge, und wo ein sanfter Blick, der sich begegnend in dem meinen bräche? — Auch du, großmüthiger Camillo, bist nicht mehr! und o du, mein Fernandez! du Einziger, den ich auf Erden mein zu nennen wage, du bist entfernt, du ahnest nicht, wie sehr mein Herz sich nach Dir sehnt!

Die Schiffe legten sich vor Anker, um hier die Zeit des Waffenstillstandes zuzubringen. Mannigfache Vergnügungen füllten die müssigen Stunden der Krieger aus; nur Don Alonso mischte sich nicht in diese lauten Freuden; einsam schweifte er in den nahliegenden Gegenden umher, oder beschäftigte sich in seinem Zimmer mit Büchern seines schweren Berufs, bis sich ein Stern an seinem Horizonte erhob, der bald mit sinneberauschendem, verderblichem Feuer allein in seiner Seele herrschte.

Schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts hatte er den Ruhm der schönen Raphaele preisen hören; ein Bekannter erbot sich, ihn in dem Hause ihres Vaters, Don Garcias de Vileguas, einzuführen, und gleichgültig nahm er das Anerbieten an; aber wie ward ihm, als er nun die schöne, himmlische Raphaele selbst sah, die mit dem Zauber ihres Lächelns sich jedes Mannes Herz zu eigen machte! — Sie hatte eben die Harfe gespielt, als die Ritter eintraten; noch hielt sie das Instrument in ihren Händen, und die letzten Töne schwebten wie Engelsharmonien zu den Ohren des überraschten Ritters. Ein wallender Schleier bedeckte halb die braunen Locken, welche in reicher, schwelgerischer Fülle auf ihre Schultern flossen; die alabaster=

nen, im schönsten Ebenmaaß gerundeten Arme schmiegten sich weich um die Harfe, die sie sogleich mit edler Anmuth zur Seite legte und den eintretenden Rittern einige Schritte entgegenging. Alonso glaubte, so wie sie aufstand, eine Göttin vor sich zu sehen, so viel Hoheit herrschte in der schönen, herrlichen Gestalt; er sah sie, und auf immer war seine Ruhe dahin.

Don Garcias, ihr Vater, nahm den Fremden sehr höflich, doch mit dem Anstande seines Ranges auf. Die Kenntnisse des Ritters in der Wissenschaft des Seekriegs erwarben ihm die Achtung des Don Garcias, der sehr für den Seedienst eingenommen war, und verschafften ihm die Erlaubniß, zuweilen seine angebetete Raphaele zu sehen.

Seit dieser Zeit hatte er manche glückliche Stunde in der Gesellschaft des schönen Mädchens, ihres Vaters und ihrer jüngern Schwester, Laura, zugebracht, die beinahe durch eben den Zauber an ihre reizende Schwester gefesselt schien, der alle Männerherzen an sie band. Mit schwärmerischer Zärtlichkeit hing sie an ihr und fühlte alles Gute doppelt, was die geliebte Schwester traf. Unerwogen, daß sie selbst bei der größern Schönheit Jener übersehen wurde, triumphirte sie in der Bewunderung, die man der glänzenden Raphaele weihte; und so glich sie dem sanften, anspruchlosen Monde, der nur vom Wiederschein der Sonne lebt.

Alonso wagte nicht zu bekennen, was in seinem Herzen vorging; allein er fühlte, daß er sterben müsse, wenn man ihm den Besitz der Geliebten versagte. Sie selbst ver=

mied sorgfältig, mit ihm allein zu seyn; nur Laura, deren sanfter, schwermüthiger Blick mit seinem Kummer Mitleid zu haben schien, verschaffte ihm zuweilen eine einsame Unterredung mit ihr; aber ach, diese diente nur dazu, ihn von der Kälte, von der Unempfindlichkeit der Heißgeliebten zu überzeugen. Sie wußte jedem schüchternen Bekenntniß auszuweichen, und die einnehmende Gestalt des Ritters, verbunden mit dieser glühenden und doch so ehrerbietigen Liebe, die vielleicht manches Mädchen bezaubert haben würde, blieben unwirksam bei der strengen Raphaele.

Ein naher Vetter Don Vileguas kam um diese Zeit in die Stadt und in das Haus seines Verwandten: Riccardo, Graf von Aquilar, den seine vornehme Geburt sowohl, als sein bedeutendes Vermögen, zu einem vortheilhaften Freier machten. Er sah Raphaele, und sein Entschluß war sogleich gefaßt: es koste, was es wolle, sich ihren Besitz zu verschaffen; der Einwilligung des Vaters konnte er schon versichert seyn.

Alonso glaubte sich nunmehr die Härte der stolzen Raphaele wohl erklären zu können. Mit überwältigendem Schmerz entdeckte er einst der sanften Laura seine Vermuthungen, seine Lieb' und seine Qual. — Ritter, — sagte das Mädchen, und Thränen stürzten aus ihren Augen — Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß meine Schwester für Riccardo Liebe fühlt. Ob sie vielleicht vor meiner Ankunft aus dem Kloster, wo ich erzogen worden bin, irgend ein andres Band geknüpft? kann ich nicht sagen; aber fast weiß ich mir nicht anders die unbegreifliche Gleichgültigkeit zu erklären, die sie — — Ein schneller Schrecken

schien hier die Schwester der schönen Raphaele zu befallen; sie verbarg das Gesicht, und eilte mit schnellen Schritten von dem noch zweifelnden Ritter hinweg. Er hatte nicht Zeit, sich seinen Betrachtungen zu überlassen, denn in diesem Augenblicke trat Don Garcias in das Zimmer, doch mit ganz andrer Miene, als er gewohnt war ihn zu sehen; er machte ihm die demüthigendsten, herzergreifendsten Vorwürfe wegen seiner Liebe zu Raphaele, die er für die Ursache ihres Widerwillens gegen Riccardo betrachtete. Er beschuldigte ihn, sein großmüthiges Zutrauen, mit dem er ihm den Zutritt in seinem Hause vergönnt hatte, gemisbraucht zu haben, und erklärte ihm mit kurzen Worten, daß er nie darauf rechnen dürfe, die Hand der Tochter zu erhalten, die der Stolz seines Alters sey.

Betäubt, zerrüttet, außer sich, kam der unglückliche Ritter in seiner Wohnung an. Erstaunen, Ueberraschung und die Hitze des Don Garcias hatten ihn keine Worte finden lassen, als er dem erzürnten Vater seiner Geliebten gegenüber stand. Heftig hatte sich Don Garcias von ihm gewandt und ihn allein gelassen, nachdem er einen Abgrund von Gram und Hoffnungslosigkeit vor ihm eröffnet hatte. Das demüthigende, zerrüttende Gefühl seiner Armuth drang mit Felsenschwere auf sein Herz; Thränen des Schmerzes, der Beschämung, der wahnsinnigen, verzweifelnden Liebe stürzten brennend heiß aus seinen Augen. — Unglücklicher, unglücklicher Alonso! — rief er erliegend. — So darfst du nicht mitwerben um den Preis der Seligkeit? Warum verblutetest du nicht, mein armes Leben, als ich bei Maltha schon ohnmächtig blutend unter Türkenschwertern sank! Was

hilft mir meine ganze, unter mancherlei Drangsalen freudenlos zugebrachte Jugend? Armer Verirrter! Schätze hast du nicht erwerben können, und so hast du nichts erworben! — Und soll ich denn nicht einmal klagen dürfen? Ist dem Gequälten nicht einmal Stimme verliehen? — Sey du, — rief er, indem er aufsprang — sey du meine Vertraute, meine Freundin, süße Laute! Gefährtin meiner einsamen Stunden auf der liebeleeren See! Trage du mit deiner Geisterstimme die Klagen meiner Liebe zu ihr hin! Dir wird man doch den Eingang nicht verwehren können.

Er nahm bei diesen Worten seine Laute von der Wand und untersuchte ihre Saiten; sie ward jetzt seine Freundin, die Botin seiner Liebesklagen. Jeden Abend, wenn die Sonnenstrahlen von der Erde gewichen waren und die Sterne ihr mildes Licht verbreiteten, fand er sich unter den Fenstern der schönen Raphaele ein; er wußte, daß die Zimmer ihres Vaters auf einem andern Flügel lagen, und konnte sie also ungestört von seiner Liebe unterhalten. Wohl zu dem unempfindlichsten weiblichen Herzen würden die rührenden Melodieen seiner Laute, und die Lieder, von dieser seelenvollen männlichen Stimme gesungen, Eingang gefunden haben; nur Raphaelens Herz blieb ungerührt. Oft sah er sie von fern auf dem Balcon stehen, aber so wie er sich nahte, entfernte sie sich, und nur ein einziges Mal schien er ein leises Zeichen ihrer Theilnahme errungen zu haben.

An einem schönen sternenhellen Abend hatte er seinen gewöhnlichen Standort unter dem Fenster seiner Geliebten eingenommen; er sah kein Licht in Raphaelens Zimmer, allein es dünkte ihm, als sähe er sie im weißen Nachtge-

wande hinter dem halb geöffneten Fenster stehen. Entzückt, doch endlich einmal ihre Aufmerksamkeit gefesselt zu haben, faßte er allen seinen Muth zusammen, um ihr in einem Liede seine ganze Leidenschaft zu gestehen. Er meinte, gern sterben zu wollen, wenn sie nur die Ursache seines Todes erfahren, wenn sie ihn nur ein einziges Mal beweint hätte. Seine Hand bebte, als er die Saiten überlief, und rührender als je war seine Stimme, als er nachfolgende Worte sang:

Mir entflohn des Herzens Freuden,
Meines Lebens Hoffnung wich; — —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich dich!

Wird mein Tod vielleicht gewähren,
Was umsonst ich bat von dir?
Fließt von deinen theuern Zähren,
Ach, nur eine, eine mir!

O getrost will ich dann scheiden:
Deine Thräne floß um mich! —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich dich!!

Ein leises Schluchzen von weiblicher Stimme beantwortete diesen Gesang, und das Fenster schloß sich. Trunken von Entzücken, begab sich der Ritter nach Hause: sie hatte ja das Geständniß seiner Liebe gehört, hatte über ihn geweint! was fehlte seinem schwärmerischen Herzen mehr, um für den Augenblick unendlich glücklich zu seyn? Ach wäre nur sein Glück nicht so schnell getrübt worden! —

Don Garcias war auf einige Tage verreiset, und Alonso wagte daher, sich etwas früher unter dem Fenster seiner Geliebten einzufinden. Sie stand auf dem Balcon, und — o Glück! — sie entfernte sich diesmal nicht wie gewöhnlich. Ein blaßröthliches Gewand, so wie die Pfirsichen blühen, umfloß die schönen Glieder; die letzten Schimmer der Abendröthe spielten daran, und so erschien sie in blendendem Rosenglanze der aufgeregten Fantasie des Jünglings, der kaum das Uebermaaß seines Entzückens zu ertragen vermochte, als sie ihm näher winkte, sich mit ihrer zauberischen Freundlichkeit zu ihm herabneigte und folgende Worte zu ihm sprach, deren Inhalt freilich von der Art war, daß er das Entzücken des Ritters unfehlbar mindern mußte: Ritter, — sagte das Fräulein — ich achte Euch, ich wünsche auch, daß Ihr mich achtet; wollt Ihr mir dies beweisen, so unterlaßt von heute an diese unanständigen Nachtmusiken, die meinem Rufe nachtheilig sind, die Euch den Zorn meines Vaters noch mehr zuziehen können, und die doch, das glaubt mir, nicht den mindesten Vortheil für Euch haben.

Wie? himmlische Raphaele! — rief der bestürzte Ritter — so untersagt Ihr mir selbst das süße Recht, zu klagen? So soll ich — — Ein Haufe Vorübergehender störte das nur zu wichtige Gespräch; das Fräulein zog sich erschrocken zurück, und winkte dem Ritter sich zu entfernen.

So war er denn mit einem Male herabgestürzt von dem erträumten Glück; so waren ihm selbst seine einzigen Freuden, die sanften Lautenklagen untersagt. Er irrte den Tag über wie halb träumend umher; aber des Abends, als

das schwärmerische Helldunkel, das der Einbildungskraft der Liebe so gefährlich ist, die Gegenstände magisch überzog, da war es ihm, als müßte er unwillkührlich nach seiner Laute greifen und an die bekannte theure Stelle eilen. Doch gehorsam dem Befehle der Geliebten, wagte er es nicht, jener Gegend zu nahen; er schweifte traurig in den Feldern und an den Ufern des Meeres umher, und erfinderisch, wie die kühne Männerliebe gewöhnlich ist, hatte er sich bald einen Hügel ersehen, von welchem er die Aussicht auf denjenigen Theil des Gartens seiner Geliebten hatte, wo seine blühenden Terrassen sich an das Meer hinabzogen.

Es war eine wunderschöne Nacht; der Vollmond ging so eben auf, spiegelte sich im Meere und versilberte die Wipfel der geliebten Bäume. Ein zauberisches Licht schien auf dem ganzen Garten zu ruhen; die Lauben und die dunkeln Bogengänge dämmerten traulicher zwischen den lichtumfloßnen Blüthenzweigen; Blumenstücke glänzten und die Springbrunnen stiegen gleich flüssigem Silber in die Luft. Alonso erkannte so manche theure Stelle wieder, wo er mit ihr gewandelt war; er zitterte vor freudiger Erwartung, vielleicht sie selbst zu sehen, wenn sie die schöne Nacht im Garten genießen wollte, und seine Hoffnung trog ihn nicht; es währte nicht lange, so trat sie aus dem Kastaniengehölze, das nach dem Hause führte. Er sah das morgenröthliche Gewand, das sie gestern trug, im Mondlicht schimmern; allein sie kam nicht in Gesellschaft ihrer Schwester oder einer andern Begleiterin, wie er vermuthet hatte; sie war allein und schien in tiefes Nachdenken verloren.

Sinnig wandelte sie zum Ufer hinab, und ihm schien

es, als beflügelten sich ihre Schritte, je näher sie demselben kam. Er sah endlich, wie sie ihre Arme nach dem Meere ausbreitete, gleich als öffneten sie sich zu einer zärtlichen Umarmung. Sie ging einige Male mit schnellen Schritten auf und nieder, und entzog sich dann in einer Laube dicht am Ufer seinen Blicken. Es lag etwas Seltsames, Befremdendes in Raphaelens Betragen, das unwillkührlich die süßen Schwärmereien des Ritters unterbrach. Seufzend wandte er sich nach dem Meere, das still und glänzend im sanften Mondlicht ruhte; und siehe! von einer entlegnen Landspitze bewegte sich ein einsamer Nachen über die Fluthen herüber und nach Raphaelens Garten zu. Er kam näher, und der Ritter bemerkte einen Jüngling darin, der allein mit schnellem Ruderschlage die Wellen durchschnitt. Schon hatte er den Garten erreicht; jetzt legte er den Nachen an und sprang mit anmuthiger Leichtigkeit ans Land. Ein weißer Mantel verhüllte die schlanke Jünglingsgestalt; er warf ihn von sich und stürzte — in die Arme Raphaelens, die ihm entzückt und liebevoll entgegeneilte. Der Ritter spannte alle seine Sehkraft an, um jede ihrer Bewegungen zu unterscheiden; er sah, wie sie ihn immer von neuem in ihre Arme schloß, seine Locken zurückstrich, seine Hände schmeichelnd in die ihrigen drückte; er sah es und stürzte sinnlos zu Boden.

Der Morgen dämmerte am Himmel, als er aus seiner Ohnmacht erwachte. Sein Puls schlug fieberhaft, seine Stirn brannte; der Tod rann schon in seinen Adern. — —

Er wankte nach Hause, doch um sich zu einer langen tödtlichen Krankheit niederzulegen. Seine jugendlichen Kräfte

besiegten zwar endlich die Gefahr, allein zu welchem qualvollen Daseyn erwachte er: die glühende Eifersucht seines Volks und seines Geschlechts vereinte sich mit den Qualen der hoffnungslosen Liebe, und der Gedanke blutiger Genugthuung, von seinem beglücktern Nebenbuhler gefordert, drängte sich unwillkührlich in seine liebenden Schwärmereien.

Es war, als ob ein guter Geist ihm noch warnend den Abgrund zeigen wollte, der sich bald vor ihm öffnen sollte. Sein treuer Waffenträger brachte ihm einst die Nachricht: wie man sage, Donna Raphaele sey heimlich vermählt, und ihr Geliebter sey ebenfalls ein armer, aber sehr edler Ritter, den sie vor mehreren Jahren schon kennen gelernt.

Die Heiligkeit so früher Rechte trat klar im ersten Augenblick vor die Seele des Ritters, und sein von Natur großmüthiges Herz war willig zu den schwersten Kämpfen.

Denn derjenige, der hohe Kraft zu lieben hat, der hat auch hohe Kraft zu kämpfen. Seine hervorstürzenden Thränen zeugten, daß er das Edelste und Schmerzlichste in sich beschlossen habe; hätte Raphaele das siegende Lächeln gesehn, das sein bleiches Gesicht und seine seelenvollen, jetzt schmerzerloschnen Augen so unbeschreiblich rührend erhellte, hätte sie ihn in diesen Stunden gesehen, und wäre sie nicht durch die geheiligten Rechte der frühern Liebe an den Erwählten gebunden gewesen, sie hätte den edelkämpfenden Alonso lieben müssen.

Doch ach! wie oft erliegt der beste Wille der siegenden Gewalt des Augenblicks! Nicht ohne Anstrengung hatte er bisher bei den ersten Auswanderungen nach seiner Genesung die Gegenden um Raphaelens Haus vermieden. Eines

Mals bei einem Spaziergange, den er seiner Gewohnheit nach bis weit gegen Mitternacht verlängert hatte, konnte er doch der Sehnsucht nicht widerstehen, sich einmal der Wohnung der Geliebten zu nähern, sich wenigstens am Schimmer des Lichts aus ihrem Fenster zu ergötzen.

Langsam, in schwermüthiges Sinnen verloren, ging er längs der Gartenmauer herauf. Es war eine neblichte Mondnacht; so trüb und schwer war es am Himmel wie in seiner Seele; das Licht des Mondes, von dichten Dünsten umzogen, reichte nur hin, die Gegenstände undeutlich sichtbar zu machen. Ein etwas hellerer Strahl fiel jetzt auf die weiße Mauer und zeigte dem Ritter im Vorübergehen eine Strickleiter, die oben an der Mauer befestigt war, gerade da, wo, wie der Ritter wußte, ein Fenster aus Raphaelens Zimmer nach dem Garten ging. Bei diesem redenden Merkzeichen glücklicher vorgezogner Liebe erwachte alle Macht der mühsam unterdrückten Leidenschaft in der Seele des Ritters, verschwunden war jede Betrachtung an ältere geheiligte Rechte, verschwunden der edle Entschluß, sein Herz zu überwinden, er war in diesem Augenblicke nur Spanier, mit aller Flammengluth der Liebe, Rache und Eifersucht! Eine tobende Unruhe herrschte in seinem Busen; er ging mit heftigen Schritten längs der Gartenmauer auf und ab, als er plötzlich das Nahen männlicher Tritte hörte, die sich nach dieser Gegend lenkten. Sein Herz schlug hörbar gegen die Brust, und es flimmerte vor seinen Augen, als er jetzt den gefürchteten Nebenbuhler vor sich sah, den er augenblicklich an dem weißen Rittermantel erkannte, den er damals im Kahne trug. Der Kommende schien sich die Dunkelheit der Nacht

zu Nutze gemacht zu haben, und der unerwartete Anblick des Ritters schien ihn zu erschrecken. — Wer bist du? — rief ihm Alonso mit furchtbarer Stimme zu — und was hast du für Geschäfte an diesem Orte?

Der Unbekannte gab keine Antwort, und wich einige Schritte zurück. — —

Bist du um Raphaelens willen hier, — rief Alonso aufgebrachter — so gib mir Antwort mit dem Schwert!

Er zog bei diesen Worten sein Schwert, und in dem Augenblicke klirrte ein anderes dagegen. Ein hitziges, hartnäckiges Gefecht begann im trüben Mondlicht, das jetzt noch trüber war als zuvor; denn die Nebel hatten sich unterdeß verdichtet und zogen jetzt als trübe Wolken über den Mond. Der Vortheil blieb lange unentschieden, denn die Geschicklichkeit und Tapferkeit der Kämpfer war sich gleich. Mit jedem Augenblicke stieg die Hitze des Gefechts; keiner wich einen Fuß breit, bis endlich Don Alonso das Schwert tief in die Brust des Gegners tauchte.

Mit einem Schrei sank dieser rückwärts nieder, und in dem Augenblicke war es, als ob ein Schleier von des Ritters Augen fiel, als ob die Geister der Rache und Eifersucht, die ihn bisher geführt hatten, auf einmal von ihm flöhen und ihn der Qual der Reue überließen. Er warf sich neben dem Sterbenden nieder und suchte Alles zu seiner Rettung hervor. Der Stahl war bis ans Gefäß in die Brust gedrungen und das Blut entquoll in starken dunkeln Strömen der Wunde. Alonso riß seine Schärpe ab, das Blut damit zu stillen; es war vergebens! Ein dumpfes Röcheln wand sich noch aus der Brust herauf — —

Die auf den Schrei des Sterbenden herbeieilenden Menschen fanden seinen unglücklichen Sieger noch in diesen fruchtlosen traurigen Bemühungen, und waren schon im Begriff, sich seiner zu bemächtigen, wenn ihm nicht noch so viel Besinnungskraft geblieben wäre, nach seiner Wohnung zu entfliehn, wo ihn sein treuer Diener schon längst erwartet hatte. O Sennor, — rief er ihm entgegen — heute hab' ich Euch eine Nachricht zu sagen, die Euch sehr freuen wird. Wisset Ihr wohl, daß Ihr Euren liebsten Jugendfreund — —

Diego! — rief der Ritter — um aller Heiligen willen, rathe mir!

Diego ward jetzt erst das verstörte Ansehn seines Herrn gewahr. — Jesus Maria! — rief er — was ist mit Euch vorgegangen, Sennor?

Er ist nicht mehr! — entgegnete der Ritter — er ist todt, mein glücklicher Nebenbuhler! ich habe gesiegt im Zweikampf —

O all' ihr Heiligen des Himmels! — rief Diego. — O unglücklicher, bedauernswerther Herr! — Doch ich eile jetzt, auf Eure Sicherheit zu denken.

Im Nu flog er die Treppe hinab, und ehe wenige Minuten vergingen, war er mit zwei flüchtigen andalusischen Rennern vor der Thür, welche der treue Diener mit Allem, was sie an Geld und Kostbarkeiten besaßen, eingehandelt hatte.

Sie warfen sich auf die Pferde und eilten so schnell, als sie konnten, aus der Stadt. Beinahe gedankenlos ließ sich der Ritter leiten; ach! er dachte nur an Raphaelen, nur an die Leiden, die er ihr durch den Tod ihres Geliebten

verursacht hatte, durch den Tod ihres rechtmäßigen, längst vor ihm gekannten Gemahls! Mußte sie ihm jetzt nicht als dem Mörder aller ihrer Freuden fluchen? Alle Betrachtungen, die wahrer Liebe natürlich sind und die blos die Leidenschaftlichkeit seines Geschlechts auf einige Zeit verdrängt hatte, kehrten in seine Seele wieder. Sein Zustand war traurig, aber wie unendlich trauriger ward er durch das, was er bald darauf aus dem Munde seines treuen Diego erfuhr. Hätte der sonst so treue, so sorgsame Diener nur dieß Mal das unglückliche Geheimniß, das er auf dem Herzen hatte, verschweigen können! Aber sein Gemüth war selbst in den ersten Augenblicken zu sehr bestürmt. — Armer, armer Don Fernandez! — rief er aus — so jung, und von der Hand des besten Freundes! Aber, Sennor, wie kam es denn sogleich — — ?

Was sagst du? — rief Alonso, dem schnell eine schwarze Ahnung durch die Seele flog — was ist mit Fernandez? Um Gottes willen, sprich deutlicher!

Sennor! ach, Sennor! — erwiederte bebend Diego — ich kann es Euch nicht verhehlen! — ich hörte — daß er der Gemahl des Fräuleins wäre!

Nichts von der schwarzen furchtbaren Verzweiflung, die sich bei diesen Worten der Sinne der Ritters bemächtigte. Er beschwor seinen Diener, zu den Menschen zurückzukehren und einen Unseligen allein zu lassen, mit dem kein Glücklicher in Gemeinschaft leben dürfe; die Einsamkeit der catalonischen Gebirge möge hinfort ihn mit seiner Reue und seinem hoffnungslosen Gram verbergen. Diego schwur dagegen, daß er auch in die fernste Einsamkeit ihm folgen

und jedes Loos des Lebens mit ihm theilen würde. Ein großmüthiger Wettstreit entstand zwischen ihnen, der nur durch einen schnellen Ausruf Diego's unterbrochen wurde: Hier ist der Grenzstein! — rief er. — betet ein Gratias, lieber Sennor, wir sind auf catalonischem Boden!

In der Stadt, im Hause des Don Garcias herrschte während dem die äußerste Bestürzung über den Vorfall der vergangenen Nacht, der jedoch alle Herzen mit ganz entgegengesetzten Empfindungen erfüllte.

Das, was Diego von der geheimen Liebe Raphaelens erzählt hatte, war keineswegs ungegründet. Don Fernandez de la Cuerta, der Jugendfreund des Ritters von Valera, war wirklich der glückliche Geliebte der schönen Raphaele; allein er war es nicht, den Don Alonso im nächtlichen Zweikampf getödtet hatte; auch war sie nicht mit ihm vermählt, nur fest und heilig mit ihm verlobt. Die müssige Geschwätzigkeit der Menschen hatte der Schwärmerei der Liebenden einen kühnern Schwung untergelegt, als ihn ihre zarte und schüchterne Liebe jemals zu nehmen gewagt haben würde.

Auf einer Reise in sein Vaterland hatte Don Fernandez die schöne Raphaele kennen lernen, und da war dies zärtliche Bündniß zwischen ihnen entstanden; allein die Einwilligung des Vaters durften sie nie zu erhalten hoffen. Wie hätte er die Lieblingstochter, den Stolz, die Hoffnung seines Alters einem noch unberühmten und ganz unvermögenden Ritter geben sollen? Eine eben so kränkende Zurückweisung, wie sie Alonso erfahren hatte, ward auch ihm zu Theil, als er es wagte, um ihre Hand zu werben. Trau=

rig kehrte er zum Heere zurück, und nur die Versicherung ewiger Treue aus dem Munde seiner Geliebten konnte die Strenge seines Schicksals mildern.

Ein glücklicher Zufall führte ihn bald darauf nach Spanien zurück und begründete zugleich seine Ansprüche auf die Hand der geliebten Raphaele. Ein reicher Anverwandter in der Gegend von Valenzia, der kinderlos war, berief ihn zu sich, um ihn auf seinem Krankenlager zu pflegen, und setzte ihn zu seinem Erben ein. In dieser Zeit war es, wo Raphaele ihrem lange nicht gesehenen Geliebten die erste und einzige geheime Zusammenkunft im Garten bewilligte, deren Zeuge zu seinem eignen Unglück der Ritter von Valera war.

Indeß ward Don Riccardo immer zudringlicher in seinen Bewerbungen. Raphaelens Bitten hatten von ihrem Vater so viel erhalten, daß er sie nicht mehr mit der verhaßten Gegenwart Riccardo's quälte, bis, wie er meinte, sich ihr mädchenhafter Eigensinn gegeben haben würde.

Riccardo hingegen, der sich nicht erinnern konnte, jemals in seinem siegreichen Jugendleben etwas Aehnliches erfahren zu haben, ward durch den Widerstand des Mädchens aufs äußerste erbittert, und gewohnt, das tiefe, zarte Herz der Weiber nur als ein Spielzeug männlicher Willkühr zu betrachten, beschloß er durch Ueberraschung das bisher durch Sprödigkeit zurückgehaltene Geständniß ihrer Liebe zu erringen. Ein treuloses Kammermädchen versprach ihm den Eintritt in Raphaelens Zimmer, und hatte zu dem Ende die Strickleiter oben an der Mauer befestigt. Dieß war jene

verhängnißvolle Nacht, wo zwei gleich unbegünstigte Liebhaber mit blinder Wuth sich zu vertilgen strebten. —

Riccardo's Wunde war zwar nicht, wie man lange Zeit befürchtete, tödtlich, allein sie hielt ihn so lange zwischen Tod und Leben schwankend an das Krankenlager gefesselt, daß er, so nah der ernsten, dunkeln Pforte, wohl von seiner thörichten Eigenliebe geheilt werden mußte. — — Er entsagte der schönen Raphaele.

Doch da sein Stolz die erhaltene Demüthigung nicht ganz verschmerzen konnte, so gab er in einigen kurzen Zeilen an Don Garcias seine Ansprüche auf, und verließ augenblicklich darauf die Stadt. —

Don Garcias meinte indeß in Riccardo seine liebsten Hoffnungen verloren zu sehen, und gleichwohl hielt ihn nun Ehre zurück, den Abgewandten wieder aufzusuchen. Er war außer sich und setzte einen hohen Schwur darauf, daß er nicht eher ruhen und rasten wolle, bis er das Blut seines Vetters, seines auserkohrnen Eidams, an Alonso gerochen habe, dessen Entweichung, so wie seine zurückgelassene Schärpe, unwiderlegbar gegen ihn sprachen.

Raphaelens Herzensgüte siegte über eine leise Regung von Freude, die bei der Betrachtung in ihr aufstieg, daß nun wieder ein Hinderniß in ihrer Liebe gehoben sey. Nur Laura's Betragen war unerklärlich; eine tiefe Schwermuth hatte schon längst ihr liebliches Gesicht verdunkelt, oder vielmehr den sanften Mondglanz ihrer Reize noch unaussprechlich rührender gemacht. In diesen Tagen schien ihre Traurigkeit den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Einem

Schatten glich sie, einer zarten, bleichen Lilie, die, kaum aufgeschlossen, schon vom Sturm gebrochen welkt.

Vergebens bemühte sie sich, ihren Schmerz zu verbergen. So oft ihr Vater mit Klagen über Riccardo's Verlust und mit Verwünschungen gegen dessen Urheber anhob, so oft brachen Thränen aus ihren sanften halb verweinten Augen.

Während dem hatte der Tod jenes Anverwandten den würdigen Don Fernandez, der ihn mit kindlicher Treue gepflegt, zum Eigenthümer seiner reichen Schlösser gemacht; als ein wünschenswerther Freier erschien jetzt der Jüngling zum zweiten Male im Hause des Don Garcias, der anfangs seinen Augen kaum zu trauen wagte. Das Entzücken der glücklichen Raphaele stimmte auch sein Herz zur Freude; er willigte unter Segenswünschen ein, und in wenigen Tagen ward das vom Himmel selbst begünstigte Bündniß vollzogen.

Don Fernandez wünschte künftig auf einem seiner neuen Schlösser in Flandern zu leben, da die mehrsten seiner neugeerbten Besitzungen in jenen Gegenden lagen, und freudig willigte die schöne Raphaele in die Wünsche ihres Geliebten. Sie reisten Beide dahin ab, nachdem ihnen Don Garcias versprochen hatte, mit seiner zweiten Tochter da=

hin nachzufolgen, sobald er einige Geschäfte und den Verkauf seiner Güter in Spanien berichtigt haben würde.

Diese Geschäfte wurden sehr bald beendigt, und ehe einige Monate vergingen, landete auch Don Garcias mit seiner Tochter Laura nach einer glücklichen Fahrt an den Küsten der Niederlande. Sie setzten ihre Reise so schnell als möglich fort, um bald das Schloß Don Fernandez zu erreichen.

Das spanische Lager stand damals in der Gegend von Antwerpen. In der Nähe desselben machten sie einst in einem Dorfe Herberge, weil sie und ihre Pferde der Ruhe bedurften.

Don Garcias schickte einen seiner Diener nach dem Lager, um sich nach einem alten Waffenbruder zu erkundigen. Der Diener kam zurück, ohne von diesem etwas erfahren zu haben; dagegen brachte er eine Nachricht mit, die eben so unerwartet als erwünscht für Don Garcias war; die Nachricht, daß Don Alonso unter einem erdichteten Namen im Lager sich aufhalte und als Officier in königlichen Diensten stehe. Der Diener, der ihn sehr genau von vorigen Zeiten kannte, versicherte, ihn selbst ganz in der Nähe gesehen zu haben.

Bei dieser Nachricht wachte der schon halb entschlafene Zorn im Herzen des Don Garcias mit neuer Stärke auf. Ohne ein Wort zu sagen, aber mit funkelnden Augen, setzte er sich und schrieb ein Ausforderungsbillet an Don Alonso, worin er ihn mit Anbruch des folgenden Tages an eine be-

kannte Stelle des nahen Waldes beschied, zu einem Kampfe mit ihm auf Leben und Tod. Diese Ausforderung schickte er sogleich nach dem Lager.

Don Alonso, denn er war es wirklich, saß eben einsam, seinem bittern Kummer überlassen, in seinem Zelte, als er die Ausforderung erhielt. Seine Verzweiflung hatte ihn in diese Gegenden geführt, wo er den Tod früher zu finden hoffen durfte, als in den stillen catalonischen Gebirgen.

Dorthin war er anfangs geflohen, mit dem festen Vorsatze, sich daselbst als Einsiedler zu begraben und sein Leben unter unablässigen Gebeten dem Himmel zu weihen; allein die frühe Gewohnheit, thätig zu seyn, die unter Waffenarbeit hingebrachte Jugend, hatten ihm das müssige Leben des Einsiedlers unerträglich gemacht. In kurzem verließ er mit seinem treuen Diego, der sich nicht minder nach Thätigkeit sehnte, den frommen Zufluchtsort, um unter den Schwertern der Niederländer den heißgewünschten Tod zu suchen.

Der blutige Alba war nicht mehr. Unter Don Avila's mildern Befehlen durfte das durch Selbstvorwürfe nur noch weicher gemachte Herz des schwärmerischen Alonso nichts mehr fürchten. Unter fremdem Namen hatten ihm seine militairischen Talente bald eine Stelle als Officier verschafft.

So war ihm bisher sein freudenloses Leben hingegangen, und immer hatte ihn der Tod geflohen, den er so innig

wünschte. Die Ausforderung des Don Garcias schien ihm ein willkommnes Losungszeichen zur endlichen Erfüllung seines Wunsches. Er ließ Don Garcias zurücksagen: daß er, gehorsam seinem Befehle, sich morgen zur bestimmten Stunde seinen Streichen darbieten würde, daß aber die seinigen in ihm noch immer den Vater seiner Geliebten schonen würden.

Ruhig ging er nach dieser Abfertigung noch einen Gang zu einem seiner Waffenbrüder, den er lieb gewonnen hatte, und mit dem er noch den letzten Abend seines Lebens zuzubringen wünschte. Daß es der letzte Abend war, konnte er wohl mit Gewißheit voraussetzen, da er entschlossen war, sich wehrlos der Rache seines noch immer kindlich verehrten Gegners preiszugeben.

Er kam zurück, und eine neue seltsame Erscheinung zeigte sich seinen Augen. Ein Zettel lag auf seinem Tische, worauf von männlicher Hand die Worte geschrieben waren:

„Don Alonso wird erst um neun Uhr des kommenden Morgens an der bestimmten Stelle erwartet.“

Diego war ausgegangen gewesen, und konnte also nicht sagen, wie diese Botschaft in das Zelt gekommen war. Don Alonso legte den Zettel gleichgültig bei Seite; aber unwillkührlich bebte er zusammen, als er darunter einen zweiten, von weiblichen, wie es schien, zitternd geschriebenen Zügen erblickte. Auch seine Hand zitterte, als er ihn aufnahm und folgende Worte davon las:

„Laß das Wort zurück mich geben,
Das du nicht erdacht für mich!
Laß, o laß mit meinem Leben
Mich gestehn: Ich liebte dich!

Wird mein Tod vielleicht gewähren,
Was versagt das Leben mir?
Fließt von deinen theuern Zähren,
Ach, nur eine, eine mir!

O, getrost will ich dann scheiden:
Deine Thräne floß um mich! —
Süße Quelle meiner Leiden,
Ewig, ewig lieb' ich dich!!"

Wie ein Blitzstrahl zitterte eine dunkle Ahnung durch die Seele des Ritters. — Ich werde nicht um neun Uhr, ich werde mit Anbruch des Tages an der bestimmten Stelle seyn! — rief er, und ehe noch der Morgen dämmerte, bestieg er schon sein treues andalusisches Roß und nahm Abschied von seinem Freund Diego, dem er alle die kleine Habe schenkte, die er hinterließ, und ritt allein (denn so war es ausgemacht) den einsamen Weg nach dem Walde zu.

Es war ein schöner, deutungsvoller Morgen; ein rosiger Schimmer dämmerte am Himmel auf, gleich als wollte er ihn mit einem Glorienscheine schmücken, den Platz, wo der unglückliche Alonso den letzten Kampf in seinem leidensvollen Leben kämpfen sollte. Das Herz des Ritters begann eben vor der Schönheit der Natur, die er zum letzten Male vor sich sah, in wehmüthiger Rührung aufzugehn;

aber seine Wehmuth verwandelte sich schnell in Angst und Entsetzen, als er in einiger Entfernung den Waldweg hindurch schon seinen Gegner, und vor ihm einen Jüngling erblickte, der, wahrscheinlich schon im Kampfe überwunden, vor ihm auf den Knieen lag.

Wie durch ein Zauberspiel schien dieser Jüngling ganz das Ebenbild des Ritters von Valera zu seyn; nur zarter und kleiner als er, aber eben diese Waffenrüstung, die Alonso trug, eben derselbe dunkelrothe Federbusch, eben die Schärpe, breit und dunkelroth.

Um aller Heiligen willen! — rief Alonso, indem er seinem Pferde die Sporen gab — mit wem kämpft Ihr, Sennor?

Don Garcias stand wie betäubt von Staunen, als sich unter diesen Worten Alonso vom Pferde schwang und ihm entgegentrat.

O Barmherzigkeit, mein Vater! — rief der Jüngling und sank ohnmächtig auf den Rasen hin.

Was ist das? — rief Don Garcias erschüttert und beugte sich über den Sinkenden. Er sowohl als Alonso vergaß in diesem Augenblicke den Kampf; beide beschäftigten sich unwillkührlich mit gleicher Aengstlichkeit um den wunderbaren Fremdling. Alonso eilte nach der nahen Quelle, um Wasser zu seiner Erquickung zu schöpfen; er kam zurück, als eben Don Garcias voll ängstlicher Ungeduld das Helmvisier des Unbekannten aufgerissen hatte, und —

Laura's holde Züge darunter entdeckte! — Die Todtenblässe, die sie überzog, hatte das sanfte Lächeln nicht verwischt, das sie so lieblich machte.

Wer beschreibt die Gefühle, die sich bei diesem Anblick im Herzen des Ritters regten! Raphaele hatte er angebetet, Laura übersehen. Raphaele, die stolze Raphaele hatte kein Herz für ihn; dieser Engel war jetzt im Begriff gewesen, aus Liebe für ihn zu sterben. Denn daß sie das gewollt hatte, davon zeugte ihm Alles, was er hier sah, davon zeugte ihm besonders das Lied, das er gestern fand und das, wie er nun sicher wußte, von Niemand als von ihr gekommen war.

Lieblich war ihm Laura's Anblick immer gewesen, aber seine eigensinnige Leidenschaft für ihre Schwester, und die schwärmerischen Begriffe von Treue, die ihn belebten, hatten ihm nicht erlaubt, irgend einem andern weiblichen Wesen die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken: jetzt war es, als ob eine Rinde von Eis von seinem Busen thaute, als ob ein warmer Strom von Liebe sich durch seine Adern gösse. Dankbarkeit, Bewunderung, Mitleid und die innigste Zärtlichkeit erfüllte seine Seele für die edle Laura.

Laura! Engel des Himmels! — rief er, indem er neben ihr niederstürzte und ihre bleichen Hände mit heftigen Küssen bedeckte. Er fühlte die Kälte des Todes in ihnen, und seine Verzweiflung achtete nicht mehr die Gegenwart des noch immer von Schreck und Staunen gefesselten Vaters. Heftig nahm er sie in seine Arme und drückte sie an

seine Brust. — Erwache! — rief er — Laura, theure Laura, erwache!

Heiße Thränen fielen auf ihr Gesicht, und seine Lippen näherten sich mit Flammenhauche der blassen Lippe des Mädchens. Sey es nun, daß diese Töne, diese Thränen, oder diese Flammen ihre schon fliehende Seele in den Körper zurückriefen; sie schlug die holden Augen auf, aber sie schloß sie sogleich wieder, als sie sich in den Armen des Ritters sah, und eine hohe Röthe bestreifte wieder ihr bleiches Antlitz.

Alonso wollte sich eben so stürmisch den Aeußerungen seiner Freude überlassen; allein mit Laura's Leben kehrte auch der Zorn in die Seele ihres Vaters wieder, den bisher nur Angst und Liebe zurückgehalten hatten.

Was ist das? — rief er streng, indem er sich bemühte, seine Tochter aufzurichten — welch unwürdiges Gaukelspiel! — Entfernt Euch! rede, Laura!

O mein Vater! — rief das Mädchen unter einem Strome von Thränen, und umfaßte zitternd seine Kniee — tödte mich, mein Vater, daß sich mein unglückliches Geheimniß mit meinem Leben schließe!

Laura! — rief Don Garcias, von ihren Thränen verwirrt und erweicht — sprich, unglückliches Kind! was ist mit dir vorgegangen?

Ach, du weißt Alles! — seufzte Laura, ihr Gesicht verbergend — der heutige Tag hat es verrathen, was ich — mit mir ins Grab zu nehmen dachte! Du weißt nun, daß

unglückliche Liebe mein Leben trübte. Ich konnte Niemand mehr nützen auf der Welt; du hast noch eine Tochter, eine glückliche, geliebte Tochter! meine Schwermuth würde die Heiterkeit Eurer schönen Tage gestört haben; so wollt' ich denn mein Leben noch so theuer als möglich verkaufen, indem ich das Leben dessen rettete, dessen Tugenden noch manches Glück auf Erden schaffen können. Du würdest mich unwissend als deinen Gegner getödtet haben, und er würde gerettet worden seyn, den ich — ach! zürne nicht! mein Vater! — den ich noch jenseits unaussprechlich lieben werde!

So seyd Ihr denn — rief Don Garcias mit einem furchtbaren Blick auf Alonso — zum Mörder alles meines irdischen Glücks erlesen? Nicht genug, daß Ihr mir einen lieben Eidam raubtet, auch eine gute Tochter habt Ihr mir verführt! Der Augenblick der Rechenschaft ist endlich da! Laßt uns nicht länger zaudern!

Er zog bei diesen Worten sein Schwert, und würde es unfehlbar dem Ritter in die Brust gestoßen haben, als ihn schnell ein lautes Rufen von der einen Seite noch zurückhielt. Er wandte sich, und siehe! den Hügel herunter sprengte ein Ritter mit verhängtem Zügel. Er schwang ein weißes Tuch in seiner Rechten, zum Zeichen, daß man bis zu seiner Ankunft mit dem Kampfe einhalten solle; in wenigen Minuten war er angelangt, und zwischen den beiden Gegnern stand jetzt — Don Fernandez de la Cuerta.

Er war am vorigen Tage ausgeritten, Don Garcias und Laura in Flandern zu bewillkommnen. Sein Schloß

war nur eine Tagereise von dem Ort entfernt; die Nacht hatte er im Lager bei einigen Waffenfreunden zugebracht, ohne zu ahnen, wie nah er demjenigen wäre, dessen Spur er mit so inniger Sehnsucht aufzufinden gesucht hatte, seit er zufällig die unglückliche Verwickelung des geliebten Freundes in die Geschichte Raphaelens erfahren hatte. Er war diesen Morgen früh erwacht, und wohl sein guter Engel hatte ihm den treuen Diego entgegengeführt, der ihn sogleich erkannte und aus dessen Munde er die letzte Begebenheit seines armen Freundes hörte. Wie er sein Pferd bestiegen hatte und wie er an den Ort des Kampfs geflogen war, wußte er selbst nicht.

Erst nach den Aeußerungen wechselseitigen Entzückens zwischen den beiden Freunden gab Don Fernandez diesen Aufschluß. Alles, was bisher die Seele des unglücklichen Alonso so schwer belastet hatte, löste sich durch die Erscheinung des todtgeglaubten Freundes in schönsten Einklang auf.

Aber wer ist dieser Jüngling? — fragte Don Fernandez, auf Laura deutend, die während des Vorhergehenden ihre Verwirrung am Busen ihres Vaters zu verbergen gesucht hatte.

Es ist, — antwortete Alonso — es ist — o laß es mich dir gestehen! — es ist der gute Engel, der zuerst mein Leben rettete, und — der es allein verschönern kann!

Er erzählte ihm hierauf mit wenigen und Laura's Gefühl schonenden Worten die ganze Begebenheit.

Laura! — rief Don Fernandez — geliebte, edle Schwester! wäre es möglich? Hättest du mir den theuern Freund errettet? — O laßt uns glücklich seyn, meine Freunde! Ich theile mein Vermögen brüderlich mit dir, Alonso, und Raphaele wird es gern mit ihrer edeln Schwester theilen! — Und Ihr, mein Vater, solltet nur Ihr das schöne Bündniß trennen wollen?

Don Garcias war überrascht und von der Seite seiner in der That aufrichtigen väterlichen Zärtlichkeit angegriffen: er gab auch diesen Beiden seinen Segen.

Laßt uns nun aufbrechen, meine Freunde! — nahm Don Fernandez endlich das Wort — Raphaele wird unsrer sehnlich warten. — Aber du, liebe Laura — fügte er hinzu — ich bitte dich, bleibe bis heut Abend in deiner Waffenrüstung, damit auch Raphaele sieht, welch einen Kämpfer sie in ihrer sanften Schwester hat!

VIII.

Reinholde.

Mährchen.

Ein edler Graf verlor seine Gemahlin durch einen frühen Tod, und da er sie aufs äußerste geliebt hatte, so wollte er sich nie wieder vermählen, sondern fand seine einzige Freude in seinen beiden Töchtern, dem kostbaren Vermächtnisse der Verstorbenen.

Die beiden jungen Fräulein schienen auch ganz so große Liebe zu rechtfertigen; sie waren beide von so außerordentlicher Schönheit, daß man sie weit und breit die schönen Kinder nannte; allein ihr Inneres ward, jemehr sie heraufwuchsen, sehr verschieden; denn eben so bescheiden, sittsam und mild Reinholde war, eben so eitel, stolz und leichtsinnig war ihre Schwester Schönehild, oder Schönhilde insgemein genannt.

Der Graf that Alles, sie wohl zu erziehen, und sie wurden auch in den schönen Künsten und Geschicklichkeiten bald eben so bewundernswerth, als sie es schon nach ihrem Ansehen waren; so daß sich auch schon eine große Menge der jungen Herren um sie drängten und sie mit Lobeserhebungen überhäuften.

Zum Glück war noch keiner darunter den schönen Schwestern hübsch genug, um ihnen durch seine Schmeichel-

reden gefährlich zu werden. Der Graf aber hielt seine beiden Töchter werther, als seine beiden Augen; und als er einst genöthigt war, eine Zeit lang auf einem ganz entlegnen Schloß, nicht fern vom Meeresufer, zuzubringen, so nahm er seine Lieblinge dahin mit sich, um sie stets unter seiner Aufsicht zu haben.

Sie lebten hier ein sehr einsames Leben, doch fehlte es ihnen nicht gerade an Zeitvertreib, da sie so vieler kunstreichen weiblichen Arbeiten erfahren waren; auch pflegten sie sich oft im Freien zu ergötzen in der einsamen, doch gar nicht anmuthlosen Gegend; zur einen Seite lag das Meer, zur andern ein uralter Wald mit hohen, schattenreichen Bäumen, zerstreute Felsen neben an, doch bis dahin, vom Schlosse aus, eine sehr schöne, mit Blumen bunt durchstickte Wiese. Auf dieser pflegten nun die Fräulein oft zu lustwandeln.

Auf einer dieser Wanderungen bemerkte die sanfte Reinholde einen Hänfling, der, wie es schien, immer neben den Wandelnden in dem Gebüsche hinflog und sie mit seinem lieblichen Gesang begleitete. Sie glaubten, diesen schon öfter gehört zu haben, und sahen jetzt den kleinen Sänger zwischen dem flüsternden Gesträuche. Er war nur einfärbig, grau und glanzlos, allein gefällig von Gestalt, und sein Gesang hatte so etwas eigen Rührendes, daß es Reinholden in die Seele drang, ob er gleich heut' nur leise und traurig sang.

Indem ward sie gewahr, daß Blut an seinen weichen Federn hing, und daß er wahrscheinlich im Flügel verwundet war, da er nicht wie gewöhnlich fliegen konnte. — O sieh, Schönhilde! — rief sie der Schwester zu — das

arme kleine Thier, das uns so schön gesungen hat! Laß es uns haschen und es heilen!

Schönhilde blickte hin, doch in dem Augenblicke flog ein schöner, glänzender Schmetterling vor ihnen auf, dessen Flügel mit allen Farben prangten. — Ach, laß den einfältigen Hänfling! — rief Schönhilde — komm, laß uns lieber diesen schönen Flüchtling fangen.

Mit diesen Worten eilte sie über Stock und Stein dem leichten Sommervogel nach; allein bei der gutmüthigen Reinholde mußte die Freude an der glänzenden Erscheinung bald dem Mitleiden für den armen, kleinen Sänger weichen. Er flatterte blutend und mühsam vor ihr her, doch ohne daß sie ihn erreichen konnte, bis er an eine tiefe Felsschlucht kam, wo er flatternd zwischen den Felsen hinuntersank.

Ach, nun wird er sich vollends ganz beschädigt haben und hülflos in der Tiefe liegen! — seufzte Reinholde, und leichten Fußes, wie sie war, stieg sie vorsichtig die Klippen hinab, um ihn zu suchen. Allein als sie hinunterkam, war kein Vogel zu hören und zu sehen; dagegen fand sie den Eingang einer Höhle, aus welcher ihr ein schwacher Schein entgegenkam. Vermuthlich glaubte sie den Hänfling da zu finden; genug, sie ging hinein, und stieg die breite Treppe hinab, von welcher der Lichtschein heraufdämmerte.

Sehr viele Stufen mußte sie niedersteigen, dann kam sie in ein schwacherhelltes Zimmer, das auf das anmuthigste ausgeschmückt war, aus diesem noch in eine Reihe anderer von ähnlicher Beleuchtung und Verzierung, bis sie in Eines gelangte, worin ein einziger Gegenstand sie alles Uebrige vergessen ließ.

Auf einem Ruhebette in einer Vertiefung der Mauer ruhte ein Jüngling, schön, wie sie nie einen gesehn zu haben meinte, in tiefem Schlummer, wie es schien. Der Ausdruck einer stillen Traurigkeit lag so rührend auf seinen holden Zügen, daß es ihr war, als ob sie selbst das tiefste Leid empfände.

Er trug vornehme Ritterkleidung; ein Mantel, der ihn halb bedeckte, konnte das Ebenmaaß der herrlichsten Gestalt nicht bergen! Jetzt war es, als ob ein freudiges Lächeln über sein leidendes Gesicht zucke, und jetzt öffnete er auf einen Augenblick die schönen Augen, Reinholde anzusehen, und sie dann gleich wieder fest zu schließen.

Erschrocken dachte jetzt das Mädchen an sich selbst und ihre Lage, so ganz allein im Zimmer eines fremden Mannes, und noch dazu des schönsten, welchen jemals die Welt gesehen hatte. Sie flog eilig hinaus und kehrte auf ihr Schloß zurück.

Hier war auch schon die unbefriedigte Schönhilde angekommen, die ihren Schmetterling ohne Rast verfolgt hatte; auf einer luftigen Höhe war er ihr entflogen. Sie fühlte sich nun gar nicht in der Stimmung, Reinholdens Abentheuer anzuhören; auch war es, als ob diese keinen Muth habe, davon zu sprechen; sie wurde roth, so oft sie nur jener Felsengegend erwähnte, und eine wunderbare Unruhe schien sie immer dahin zurückzuziehen.

Aufrichtig, wie sie stets gegen ihren vortrefflichen Vater gewohnt war, erzählte sie ihm auch das Vorgefallene treu, und wenn sie ihm gleich das nicht sagen konnte, was sie in ihrem Innersten empfand, weil sie das selbst nicht

wußte, so entging es doch seinen erfahrnen Blicken nicht, und es ward dem guten Grafen ganz bang vor Schönhildens Leichtsinne und Reinholdens Stärke des Gefühls.

Er sandte indeß sogleich nach der Felsenwohnung, um sich des Näheren nach dem schönen Schläfer erkundigen zu lassen; doch siehe da, die Höhle mußte sich geschlossen haben, denn in der ganzen Gegend war keine Spur von einem Eingange in die Felsen zu finden.

Um diese Zeit mußte der edle Graf zum Kriege ziehen in ein fremdes Land; und ob ihn gleich, als einem wackern Krieger, der Ruf der Ehre nur erfreuen konnte, so schlug sein väterliches Herz doch in großer Bekümmerniß seiner unbeschützten Töchter willen; er klagte dieses einer weißen Zauberin, die seine Freundin war, und fragte sie um ihren Rath. Sie schlug in einem großen Buche nach, und sagte dann: deine Töchter, mein Freund, werden selbst ihr Schicksal zu wählen haben, und mich dünkt, sie haben schon gewählt. Was aber deine Sorge um ihren Schutz in deiner Abwesenheit betrifft, so will ich dir den Rath geben, welchen ich für den besten halte. Gern nähme ich sie selbst in meine Obhut, allein ich muß einer wichtigen Veranlassung willen in ferne Länder reisen, und an den Höfen deiner fürstlichen Verwandten wären sie, ihrer großen Schönheit wegen, allzusehr der Verführung ausgesetzt. Nun hast du aber einen festen Thurm in dem Gebirge, darin verwahre sie bis zu deiner Zurückkehr, so daß sie nie heraus und keine lebendige Seele zu ihnen hinein kann. Dann will ich jeder eine Harfe geben, welche die Eigenschaft hat, daß sie ohne Rettung zerspringt, sobald ihre Besitzerin nur im geringsten

von der Tugend und guten Sitten, oder auch nur von dem Anstande abweicht.

Der Graf dankte für den erhaltenen Rath und befahl sogleich, den alten Felsenthurm aufs freundlichste für seine herzgeliebten Kinder einzurichten. Er ließ einige schöne Zimmer anlegen, versehn mit Allem, was nur ein weibliches Herz freuen kann, mit Schränken, Spiegeln, schönen seidnen Betten, und vorzüglich mit einem reichen Vorrathe von Mitteln zu anmuthiger Beschäftigung, des Goldes und der Seide von allen Farben und Arten zum Sticken, des feinsten Flachses zum Spinnen, auch eine große Menge Bücher, Bilder und dergleichen, damit sie sich die Zeit recht angenehm verkürzen möchten. Auch ein freundliches Gärtchen ließ er hinter dem Thurme anlegen, worin sie ungestört der freien Luft genießen könnten, doch ebenfalls von einer hohen, unersteiglichen Mauer umschlossen. Darauf bestellte er bei seinem treuen Burgvoigt von dem nicht fern gelegenen Schlosse, daß man den Einsamen jeden Morgen die allerbesten Speisen und Getränke in einem Korbe hinaufwinden solle, doch allemal vor Anbruche des Tages, wenn die Fräulein noch unbesorgt auf ihren weichen Bettchen schlummerten.

Nach allen diesen Anstalten und am Abende vor seiner Abreise führte er seine beiden Lieblinge in ihren künftigen Aufenthalt, zeigte ihnen Alles, und gab ihnen dann die beiden für sie erhaltenen, bezauberten Harfen. Das Gestell derselben war von reinem Cristallglas, die Saiten aber vom feinsten Golde gesponnen. Er machte sie mit ihrer Eigenschaft bekannt, gab ihnen dann auch noch die Schlüssel zu der Thurmthüre; — denn — sagte er — ich will Euch nicht

als Gefangene einkerkern, freiwillig erwart' ich von Eurer Lieb' und Eurer Klugheit, daß Ihr nach dem, was Ihr nun wißt, die Schwelle dieser Freistatt nie übertreten und keinem lebenden Wesen den Eingang hierher gestatten werdet.

Und nun, — beschloß er, indem er sie, Thränen im Auge, in die Arme schloß — und nun lebt wohl, meine guten, geliebten Kinder! und denkt, daß Ihr die einzige Freude meines Lebens seyd! denkt, daß von Eurer Aufführung mein ganzes Glück, die ganze Ruhe meines Herzens abhängt. Kehr' ich glücklich zurück, so sollen Tage voll Lust und Freude Euch diese kurze Einsamkeit vergelten, und fall' ich in der Schlacht, nun, so wird es Euch zum Troste gereichen, dem Vater, der Euch so unendlich liebt, noch einen letzten Wunsch erfüllt zu haben.

Mit tausend Thränen küßte Reinholde seine Hand, drückte sie an ihr Herz und betheuerte ihm, daß sie aufs treu'ste seinen Wunsch befolgen wolle. Auch Schönhilde weinte und versprach ebenfalls pünktlichen Gehorsam; doch ihre Thränen waren wie Regen im April, und sie beruhigte sich bald im Anschaun all der schönen Sachen, welche der Vater ihr zurückgelassen hatte.

Der edle Graf war unterdessen um die bestimmte Stunde abgereist. Im Kreise seiner Leute herrschte Trauer, auch die Abwesenheit der guten, freundlichen Reinholde beklagte man, denn sie war milden Herzens, wie ihr Vater. Aus Schönhildens Entfernung machte sich eben niemand etwas, da sie in ihrer Eitelkeit und ihrem Leichtsinn an andern Menschen zu wenig Antheil nahm. Die Fräuleins lebten während dem ihr stilles Leben; die ersten Tage waren selbst

für Schönhilde an mannichfacher Unterhaltung reich, denn außer allen Schönheiten, die in ihren Zimmern und Gärten zu mustern waren, bot auch die Aussicht aus den Fenstern einen zum mindesten neuen Genuß; schroffe, wunderbar gestaltete Felsen schlossen das kleine Thal in einen Halbkreis ein, und wurden hin und wieder von schwarzgrünen, tiefhängenden Tannen bekränzt, die aus den grauen Steinklippen hervorsproßten; am Fuße des Felsenkreises wallte ein mäßig breiter Strom vorüber.

Die beiden Schwestern hatten noch nie eine so romantische Gebirgsgegend gesehen, und ergötzten sich daher Anfangs recht sehr an dem Anblicke; als sie indeß Felsen und Tannen und Strom genau betrachtet hatten, so bemerkte Schönhilde doch, daß die Tannen nach wie vor im Winde schwankten, der Strom eintönig rauschte und die Felsen gar unbeweglich auf einer Stelle standen.

Reinholde langte still nach ihrem Arbeitsgeräthe, nach der blinkenden Nadel und der schönfarbigen Seide, vorzüglich aber nach ihrer lieben Harfe, die ihr nach ihrem inwohnenden Zauber gleichsam als eine freundliche Zeugin ihres unschuldigen Lebens theuer war. Sie fand in dem Reiz der Beschäftigung ein wohlthätiges Heilmittel gegen den Unmuth der Langeweile; auch fing sie oft mit ihrer Schwester ein freundliches, liebevolles Gespräch an, worauf indeß Schönhilde in ihrem Unmuth wenig Acht gab. Schönhilde achtete der melodischen Harfe nicht sehr. Nur dann und wann trat sie damit an's Fenster, um irgend woher Bewunderer herbeizulocken. Dann aber erklangen die Saiten verstimmt und brachten nur verworrene Weisen vor.

Sie benutzte jetzt ihre Freiheit, sich des Morgens recht lang zu putzen, aber leider! da war niemand, der ihre Schönheit nur gesehn, viel weniger bewundert hätte, und wenn auch zuweilen ein einsiedlerischer Häher oder anderer wilder Waldvogel aus den Steinritzen aufflog, so wandte er doch keinen Blick seiner scharffunkelnden Augen nach der am Fenster stehenden Schönen.

Reinholde fiel wohl auch zuweilen in stillwehmüthige Betrachtungen, wenn sie so einsam sich selbst überlassen an ihrer Harfe saß; sie dachte an den schönen Jüngling, den sie in jener unterirdischen Wohnung gesehen hatte und den sie nun wohl nimmer wieder sehen sollte, während sie diese Mauern von ihm und von dem Leben schieden; allein geduldig fügte sie den frommen Sinn in ihres Vaters Willen, und war einzig darauf bedacht, wie sie ihre Pflicht treu erfüllen wollte. Da rief einst auf einmal Schönhilde: O sieh doch, Schwester! komm geschwind an's Fenster, liebe Reinholde! — Sieh nur den schönen Jäger dort, der auf dem Vorsprunge des Felsens erscheint!

Und als Reinholde hinsah, erblickte sie in Wahrheit einen Jüngling in blankem Jagdgeschmeide, der, an dem Felsen emporgeklommen, zwischen den Tannen stand und nach den beiden schönen Mädchen herüberzublicken schien.

Reinholde zog sich sittsam betroffen zurück, allein Schönhilde rief voll Freude: O sieh! er hat auch uns bemerkt; nicht Pfeile sendet er vom Bogen, nur Pfeile seiner lichtbeschwingten Blicke! — O nun ist's gut! — rief sie, und schlug dabei in ihre kleinen weißen Hände — nun fängt doch unsere Einsamkeit an, sich ein wenig zu beleben! —

Und wie ein unbedachtsames Kind ließ sie ein schönes, vielfarbig gestreiftes Band hinunterflattern, welches der Wind nach den Bergen hinüberwehte. Der Jäger ward es gewahr und klimmte ihm nach in die Felsvertiefungen. Schönhilde aber sah ihm nach und wartete den ganzen Tag ungeduldig auf sein Wiedererscheinen.

Am andern Morgen nun standen beide Schwestern in aller Frühe an ihrem Fenstergitter; denn auch Reinholde pflegte sich des Morgens und Abends diesen ergötzenden Anblick zur Erholung zu gönnen, und wenn die rosigen Streiflichter der auf- oder niedergehenden Sonne die grauen Felsen, den einsamen Strom, und die schwarzen, traurigen Tannen beleuchteten, so fand sie auch in der einförmigen Gegend einen immer veränderten und mannichfachen Reiz.

Die Sonne war jetzt eben aufgegangen, und blickte durch eine Thalöffnung zwischen den Bergen herein gerade auf den wallenden Strom, den sie mit ihrer Strahlenfluth verklärte. Da sahen mit einemmal die Jungfrauen einen Nachen den Strom herunterschweben, und einen schlanken Schiffer darin stehend, der mit dem Ruder leicht die Wellen beherrschte und fröhlich in die Morgensonne schaute. Er sang, als er den Fenstern beinahe gegenüber kam, mit munterm Tone:

Flüchtige Wellen,
Gleitet dahin,
Zeiget den hellen,
Fröhlichen Sinn!

Jugendlich Leben
Schwellt noch die Brust;

Vor dem Entschweben
Fasset die Lust!

Mädchen, sie gleichen
Wechselnder Fluth;
Sie zu erreichen
Strebe der Muth.

Schimmer vergolden
Wogen und Grab;
Mädchen! Ihr holden!
Lächelt herab!

Er hatte während des Gesanges seinen Nachen angehalten, und ließ sich den Fenstern gegenüber von den flutenden Wellen schaukeln, indem er mit fröhlicher Zuversicht hinauf nach den reizenden Mädchen blickte.

Reinholdens sittsames Gefühl hatte die freie Sprache seines Liedes verletzt, und wie bei wahrhaft reinen Seelen eine kühnfreie Liebessprache nicht sowohl Zorn erregt, als vielmehr innerliche Traurigkeit, so wollte sie sich auch gekränkt zurückziehen; allein die Schwester hielt sie bei der Hand, und rief voll Freude: O sieh, liebe Reinholde! erkennst du wohl den schönen Jägersmann von gestern? Die wasserblaue Schifferkleidung steht ihm nicht minder schön, als das hellgrüne Jagdgewand.

Reinholde blickte schärfer hin, erkannte wirklich an der Gestalt den Jäger von gestern, und — um den linken Arm hatte er das farbig gestreifte Band gewunden, das ihm Schönhilde froh entgegenflattern ließ.

Bei diesem Anblicke ward Reinholde bleich; sie zog

ihre Schwester vom Fenster hinweg und sprach mit aller ihrer liebevollen Innigkeit: O, liebe Schwester! was hast du doch für eine große Unbedachtsamkeit begangen, indem du jenem fremden Jünglinge ein solches bedeutsames Zeichen fliegen ließest. Du siehst, wie er sich damit schmückt, und aus den Worten seines Liedes schien ein ziemlich freier und leichter Sinn zu sprechen. Laß uns nun ja durch allergrößte Sittsamkeit seine beleidigende Zuversicht widerlegen. — Durch solche und ähnliche Reden hielt sie, wiewohl mit großer Mühe, ihre leichtsinnige Schwester einige Zeit von dem Fenster zurück.

Als diese dahin zurückkam, war der schlanke Schiffer endlich verschwunden; ihr Unmuth kehrte nun im höchsten Grade zurück und sie brachte den Tag in heimlichem, doch vergeblichem Harren zu.

Als aber des andern Morgens die beiden Schwestern wieder an das Fenster traten, um frische Luft zu schöpfen, da sahn sie wie durch Zauberhand ein holdblühendes Gärtchen unter ihren Fenstern, welches mit ihrem einsam kleinen, von Mauern umschlossenen Zwingergärtchen gar nicht zu vergleichen war, mit den schönsten buntstrahlenden Blumen, abgetheilt in zierliche Beete, mit saubern Gängen durchkreuzt und mit flatternden Büschen gemischt; in einiger Entfernung aber sahen sie einen anmuthigen jungen Gärtner zwischen seinen Pflanzungen hinwandeln, den sie bald für den Jäger und den Schiffer der vorigen Tage erkannten. Er trug wieder die Armbinde von Schönhildens buntstreifigem Bande, in welchem Rosenfarbe und lichtes Hoffnungsgrün die Hauptfarben ausmachten, blieb jetzt stehen, nahm

eine Zither zwischen den Blumensträuchen auf, die er mit großer Leichtigkeit rührte, und sang dazu mit seiner wohltönenden Stimme:

Blüht, ihr Tulpen! blüht, ihr Rosen!
Zeigt der holden Mädchen Bild.
Bei des muntern Westes Kosen
Blüh'n sie schön im Lenzgefild.

Fröhlich spiegeln alle Farben,
Bieten hold sich seinem Gruß;
Wenn die frohen Schimmer starben,
Dann vorüber Lenzgenuß!

Schimmert, Blumen; glänzt, ihr Schönen!
Während auch der Frühling lacht,
Bald, befeindet Lust und Tönen,
Kömmt des düstern Herbstes Nacht.

Fröhlich spiegeln alle Farben,
Bieten siegenden Gewinn;
Wenn des Lenzes Blumen starben,
Sind auch Blick und Kuß dahin!

Reinholde hatte sich wieder, erröthend vor den verletzend freien Worten dieses Gesanges, von dem Fenster entfernt, und bittend auch ihre Schwester mit sich fortgezogen; der Gesang schwieg, und jetzt sahen sie mit einemmal an ihren Fenstern, welche, da sie das erste Stockwerk des Thurms bewohnten, nicht von unerreichbarer Höhe waren, ein paar blühende Rosenbäumchen sich emporrichten, die der schöne Gärtner in Gefäßen unter das Fenster getragen hatte, und

die ihre purpurnen Blüthen nun funkelnd in das Zimmer hineinrankten. Kindliche Freude über den schönen, lang entbehrten Anblick zog beide Schwestern an das Fenster, um den erquickenden Duft zu athmen; allein, wie bebten sie zurück, als ihnen, so wie sie nahten, zwischen den Rosen ein schönes jugendliches Männergesicht entgegenblickte, eben so frisch und strahlend in Rosengluth, als die purpurnen Rosen selbst, mit lieblich funkelnden Augen und süß verführerischem Lächeln; strahlend, verblendend für die entzückte Schönehild, herzdurchdringend für die erschütterte Reinholde. Ach! es war dasselbe reizende Angesicht, das sie in jener Höhle gesehen hatte, das ihr als Lichtbild ihrer geheimsten seligsten Gedanken vorgeschwebt hatte! Allein der Ausdruck des edelsten Gefühls, ja selbst der tiefsten geheimen Schwermuth war damals auf dem schönen Antlitz sichtbar gewesen, während hier nur verführerischer Leichtsinn aus allen Zügen sprach. Er war an den Spalieren, die er selbst angelegt, heraufgeklettert in seiner Gärtnerkleidung, und während er die schlanke Gestalt, selbst wie ein jugendlicher Baum, anmuthig hin und wieder wiegte, flüsterte er mit einschmeichelnder Stimme: Nun endlich, o Ihr holden, schönen Mädchen, gelingt es mir, Euch in der Nähe zu sehen! Ihr holden Rosen, die Ihr einsam hier verblühen solltet! — Nein! Dank sey es der Macht der Liebe, die mich alle Schwierigkeiten besiegen lehrte; gebt mir nun eilig den Schlüssel zu Eurem traurigen Heiligthume, da mir die Eisengitter hier den Zugang wehren.

Und seine Augen blickten dabei so reizend, daß es schien, als ob sie wenigstens den Eingang zu den Herzen finden müßten.

Reinholde hatte sich zurückgewendet, und, ihr Gesicht in beide Hände bergend, stürzten reichliche Thränenströme vor ihr nieder; Schönhilde aber, ganz bezaubert von der Schönheit und dem reizenden Wesen des Fremdlings, hatte sich mit ihm in ein flüsterndes Gespräch eingelassen, und nach einigen von ihm bald widerlegten Einwendungen versprach sie ihm, daß sie zusehen wolle, den Eingang zu eröffnen, wenn ihre Schwester, welche über die Maaßen bedenklich sey, sich auf den Abend zur Ruhe begeben haben werde. Er solle sich dann nur an der Thür des Thurms einfinden.

Der frohsinnige Bewerber ließ sich mit dieser Zusage befriedigen, und schied auf Wiedersehen in der schönen abenteuerlichen Stunde.

Schönhilde war nun den ganzen Tag über sehr vergnügt, und kümmerte sich wenig um die heimlichen Thränen ihrer armen Schwester; sie dachte nur auf alle die schönen Reden, womit sie diesen Abend die Huldigungen des reizendsten der Männer erwiedern und an den vortheilhaften Anzug, den sie heute nachlässig scheinend und doch gesucht anlegen wollte.

Reinholde hätte vielleicht, bei ihrer gewöhnlichen zärtlichen Sorgfalt für ihre Schwester, etwas von ihrem thörichten Anschlage erfahren können; allein dies Mal war es ihr wohl zu verzeihen, wenn sie weniger auf sie achtete, da sie so sehr in eigenem Gram versunken war. Sie suchte sich nur desto eifriger mit Arbeit zu beschäftigen, um ihn dadurch unwirksamer zu machen. Als nun jetzt die Abenddämmerung kam und sie an Fortsetzung ihrer Arbeit hinderte,

Schönhilde aber so eifrig mit Suchen in ihrem Putzwerk beschäftigt war, daß sie gar nicht mit ihr sprechen konnte; da ging die stillbekümmerte Reinholde auf kurze Zeit hinab in ihr kleines, beschränktes Gärtchen, um freie Luft zu schöpfen, weil ihr die Aussicht aus dem Fenster jetzt auch verwehrt war durch die Furcht vor dem freveln, ihr nur zu gefährlichen Fremdlinge.

Hier, zwischen den beschützend hohen Mauern, strich zwar die Luft weniger frei und kühlend und fiel der letzte verblühende Abendschimmer nicht mehr freundlich herein; doch war sie wenigstens gesichert, daß kein verwegener Blick in ihre fromme Stille fiel.

Allein auch hierher sollte sie die schmerzlich reizende Gefahr verfolgen! Jenseits der hohen Mauer vernahm sie jetzt schmelzende Lautenklänge, die ausdrucksvoll zu ihr herüberschwebten, und unterschied deutlich die nachfolgenden Worte, von einer bewegten Männerstimme gesungen:

Endlich hab' ich dich gefunden,
Dich, nach der mein Leben rang!
Ach! da hält mich streng gebunden
Ein geheimer, finstrer Zwang!

Und dich bergen feste Mauern
Vor der treuen Sehnsucht Blick;
Nur in hoffnungslosem Trauern
Grüß' ich meiner Jugend Glück.

Liebend mit Gesang umgeben
Durft' ich ehmals deinen Sinn;
Doch aus meinem armen Leben
Schwand auch dieser Reiz dahin.

Da ich wieder dich gefunden,
Soll mit weicher Töne Flehn,
Noch, wie sonst, in stillen Stunden
Dich mein leiser Flug umwehn!

Diese flücht'gen Augenblicke,
Wo ich scheine, was ich bin,
Wie mich deine Näh' entzücke,
Ach, wie sind sie schnell dahin!

Doch ob auch kein Lenz erfreue
Meine dunkle Lebenszeit,
Meines Herzens tiefe Treue
Sey doch ewig dir geweiht!

Reinholde war im Innersten durchdrungen von den Tönen und Worten dieses rührenden Gesanges, dessen räthselhaften Inhalt sie gleichwohl nicht zu deuten wußte. Sie mußte unwillkührlich an den schönen Geliebten denken, obwohl seine leichtsinnigen Lieder und Handlungen keineswegs mit dem Tone dieses Liedes zusammenstimmten. Ihr Herz antwortete dem Sänger, und wie gern hätte es auch ihr Mund gethan! allein die rührenden Bitten ihres scheidenden Vaters waren doch mächtiger, als die mächtige Leidenschaft, welche sie zu dem schönen Unbekannten zog. Seufzend ging sie zurück nach ihrem Zimmer, da rief ihr Schönhilde schon entgegen: Ach, gut daß du kommst, Schwesterchen! Ich bin heut Abend so erstaunend müde; wir wollen uns doch zeitig niederlegen! — Und aus Gefälligkeit willigte die gute Reinholde ein, ob es gleich noch sehr zeitig war; sie meinte ihrer Schwester Schlaf zu stören, wenn sie allein aufbliebe. So legten beide sich zur Ruhe.

So müd Reinholde aber auch war, so konnte sie doch nicht einschlafen, theils von der innern Unruh' über das Vorgefallene, theils von einer ängstlichen Ahnung gequält. Immer mußte sie ihre schönen, traurigen Augen wieder öffnen.

Der Vollmond war indessen aufgegangen, schien durchs Fenster in das jungfräuliche, stille Gemach, und schmückte es mit hellen Silberblumen aus; er schien durch die weißen reinlichen Vorhänge, welche Reinholdens Lager umgaben, wie durch ein duftiges Gewölke um ein unschuldiges Kind.

Da war es Reinholden, als höre sie ihre Schwester leise durch das Zimmer nach der Thüre schleichen; sie blickte hin, sie rief sie, doch vergebens, und nun glaubte sie sich getäuscht zu haben, und wollte Schönhildens Schlummer nicht stören.

Allein jetzt hörte sie ganz deutlich unten an der Thür den Eisenriegel aufschieben, welcher nächst dem Schlosse den Eingang schützte; da flog ein Todesschreck durch ihre Glieder; sie warf schnell ein Gewand um sich und eilte die Stiegen hinab.

Doch ach! es war zu spät! schon war die Thür geöffnet, schon war der schöne Abenteurer eingedrungen, und befand sich bereits mit Schönhilden in traulichem, liebkosendem Gespräche.

Angstvoll bebte Reinholde zurück, und wandte sich unwillkühlich, zu fliehen. Allein der kühne Fremdling hatte sie schon bemerkt, und da ihm ohnehin viele Eroberungen

lieber waren, als eine, überdies Schönhildens unbedachtes Entgegenkommen ihm den Reiz der Schwierigkeit entzog, so flog er, leicht wie der Wind, an der betroffenen Schönhilde vorüber, und hatte, ehe sie es sich versah, die bange Reinholde überholt und ihr den Rückweg nach der Treppe abgeschnitten.

O, schönes Mädchen! — rief er aus, und hatte sich dabei zu ihren Füßen geworfen — du bist die Göttin, die ich lieb' und suche.

Durch den geöffneten Eingang des Thurmes fiel der helle Mondstrahl herein, und streifte das schöne Gesicht des Knieenden. Reinholde sah nun den zu ihren Füßen, der lange das höchste Ziel ihrer andächtigen Zärtlichkeit gewesen war. Doch hatte er nicht vor wenig Augenblicken dieselben Schmeichelreden an ihre Schwester gerichtet? War er nicht der verwegene Eindringer in ihre stille Freistätte? Und mehr als dies, die kühne Art, womit er sie zurückzuhalten strebte, womit er Wort und Blicke, und selbst Liebkosungen an sie zu wenden wagte — ihr ganzes Gefühl regte sich dagegen, diesen als den Heimlichgeliebten anzuerkennen.

Verzweifelnd blickte sie umher, und da sie keinen andern Ausweg sah, so floh sie, indem sie sich, wie von wunderbarer Kraft gestärkt, von dem Verführer losriß, hinaus in die einsame, mondbeleuchtete Gegend.

Alle ihre Stärke und Schnelligkeit aufbietend, flog sie dahin, gleich einem aufgejagten Rehe, so schnell, daß sie der Jüngling, der ihr voll Eifer folgte, nicht erreichen konnte;

doch hörte sie mit Todesangst seine fliegenden Tritte und sah ihn bei einer Wendung des Pfades schon dicht hinter sich. Noch einmal faßte sie ihre Kräfte zusammen, und jetzt bog sie um eine Felsenecke, wo sie sich fast schon vor ihm sicher glaubte; — ach Gott! da trat er ihr, den sie vor wenig Augenblicken hinter sich gesehen hatte, auf einmal von dieser Seite entgegen, in aller seiner Herrlichkeit, und in der vollen, blendenden Beleuchtung der Mondenstrahlen, die, von den Felsenwänden zurückfallend, sich gleichsam zu verdoppeln schienen, um sein reizendes Bild zu verklären. Wunderbar war es, daß ihr auch seine Gestalt noch bei weitem höher vorkam; auf seinem schönen, jetzt hellbeleuchteten Gesicht erblickte sie einen Ausdruck von Hoheit, von Milde, und zugleich von Ernst, den sie bisher gar nicht an ihm gesehen hatte.

Mit unendlich schmerzlicher Sehnsucht schien es sie zu ihm hinzuziehen; doch ihre Tugend siegte; mit heißem Schmerz wandte sie sich, zu fliehen.

Da rief er mit einem Tone, der durch ihr tiefstes Leben drang: O! fliehn willst du vor mir, du holde, himmlische Geliebte meiner Seele, du, die ich lang gesucht! Was that ich dir, daß du mich fliehen willst?

Es war, als ob sie von dem Leben scheiden sollte, mit dem Scheiden von dieser holden Stimme; doch blieb sie standhaft, und wandte sich schnell zur Flucht: da, wie durch Zaubermacht, trat er ihr plötzlich noch einmal entgegen, im raschen Laufe um den Felsen lenkend.

Erschrocken blickte sie zurück; und zweimal sah sie jetzt den geliebten Gefürchteten; denn auch er mit der süßen Stimme und dem holden, bittenden Blicke stand dicht hinter ihr, während der eben Angekommene mit glühenden, vom Laufe erhitzten Wangen, mit seiner gewöhnlichen Kühnheit die Arme nach ihr ausbreitete, indem er rief: Hab' ich dich endlich, schöne Beute? Nun sollst du mir nicht mehr entfliehen, du scheues, flüchtiges Reh!

Halt! — rief der Andere, schnell dazwischentretend — willst du gewaltsam diesen Preis erringen, so kämpfe erst mit mir!

Und in dem Augenblicke fuhr sein ritterliches Schwert hellklirrend aus der Scheide; doch auch sein kühnes Ebenbild stand ihm an Muthe nicht nach, auch sein Schwert flog in demselben Augenblicke raschfreudig durch die Luft, und beide Klingen funkelten nun im Mondenlichte todtfordernd gegeneinander, und beide schöne Angesichter, mit so verwandten, vielmehr mit völlig gleichen Zügen, blickten einander mit zornblitzenden Augen an.

Geblendet, wie durch Zauberspiel, in Angst und Furcht und Zärtlichkeit getheilt, stand Reinholde einige Augenblicke, und blickte, gleichsam Rettung flehend, zum Himmel auf. Da war es, als ob sich eine weiße duftige Wolke vom zarten, den Mond umschwimmenden Gewölke löste und herab auf die Erde schwebte. Und eh' noch Blut die Glieder der entrüsteten Kämpfer färbte, ließ sich auf dem Kampfplatz ein weißer, blendender Wagen herab, von zwei silber=

hellen Schwänen gezogen; daraus stieg die mächtige Zauberin, welche dem Vater der Mädchen die wunderbaren Harfen gegeben hatte.

Haltet ein! — rief sie mit mildem, aber zugleich gebietendem Tone, indem sie ihren, mit Lilien umwundenen Scepter zwischen die todtfunkelnden Schwerter neigte — soll Bruderblut Eure durstenden Klingen tränken?

Und augenblicklich senkten die beiden Kämpfer ihre Schwerter, und blickten, überrascht und ehrfurchtsvoll erwartend, nach der blendenden Erscheinung, während Reinholde wieder Athem schöpfte, als ob ihr eine Felsenlast von dem Herzen genommen wäre, und freudig hoffend zu der hohen Fremden aufsah.

Auch Schönhilde war unterdeß hinzugekommen; nicht sowohl Besorgniß um ihre Schwester, als der Wunsch, unter diesem Vorwande einmal der lang entbehrten Freiheit zu genießen, hatte sie in das Feld gelockt.

Mit Wohlgefallen ruhten die Blicke der Fremden auf Reinholden. — Der Zauber ist gelöst, — sagte sie — gelöst durch dich, du reines, holdes Kind! Wisse, diese schönen Jünglinge sind Brüder, Zwillingsbrüder, von der Natur durch eine seltne, bewundernswerthe Aehnlichkeit bezeichnet. Sie sind die Erben einer mächtigen Herrschaft. Allein durch einen bösen Zauber war ihre Jugendzeit getrübt; Selenio dort, er mit dem edeln, stillen Ernste in den anmuthigen Zügen, war bestimmt, die Hälfte des Tags in

einen Hänfling, Cephirio, dort jener leichtsinnige Wildfang, in einen Schmetterling verwandelt umherzuflattern; die andere Hälfte aber, jeder getrennt von dem andern, in einer Felsenhöhle zu verschlafen. Nur wenige Stunden des Jahrs war es ihnen vergönnt, in ihrer eigentlichen Gestalt zu erscheinen und zu handeln; du weißt, wie Cephirio diese Stunden angewandt hat. Der Bannspruch aber lautete: Nur wenn ein ganz schuldloses Mädchen, von tiefster Leidenschaft für sie entflammt, standhaft genug in ihrer Tugend wäre, um sie unerschüttert zu fliehen, sollte das Zauberband gelöst seyn. Du, schuldlose Reinholde, du hast das Lösungswerk vollbracht! Und in mir, welche man die Schwanenfürstin nennt, sieh die Belohnerin weiblicher Tugend und Güte. Dein Mitleid für den armen Hänfling, als du den kleinen, blutenden Sänger vor dir sahst, dem der Pfeil eines Jägers den Flügel verwundet hatte, zog dich zuerst zu dem Anblicke des schönsten Mannes, die Stunde seines Schlafs hatte geschlagen, und zwang ihn gebieterisch zurück in seine Felsenhöhle. Der Vogel nahm wieder die menschliche Gestalt an, in welcher du ihn sahst, doch der verhüllende Mantel hinderte dich, seinen verwundeten Arm und dadurch den Zusammenhang des Zaubers zu entdecken. Schönhilde hätte damals lieber den Schmetterling Cephirio verfolgt, der ihr nach seiner Art leicht und scherzend verschwand. Sie sind nun Beide frei und werden ihre Gestalt nie mehr verlieren.

Die beiden Brüder hatten voll Erstaunen die Rede angehört; jetzt ergriff sie das Gefühl ihrer Befreiung mit freu-

diger Gewalt, und Beide stürzten zu Reinholdens Füßen, um ihrer Retterin zu danken. Doch nur auf dem edeln Selenio ruhten ihre feuchten Blicke mit warmer, erwiedernder Zärtlichkeit. Indem vernahm man ein frohes Getön aus dem Thale. Der frühe Sommermorgen war schon angebrochen, und glänzte rosig zwischen den Bergen herein. Da klang aus einem Felsgrunde heller Trompetenschall herauf, bald schimmerten blanke Rüstungen im ersten Morgenstrahle und wohlbekannte Waffenzeichen winkten. Der edle Graf kam aus dem Kriege wieder.

Nun war ein jubelvolles Wiedersehen zwischen ihm und seinen geliebten Kindern; er schloß sie immer wieder in die Arme, nachdem er seine hohe Freundin ehrfurchtsvoll und auch die beiden jungen Fremden höflich begrüßt hatte. Die Freude, seine Kinder lebend wiederzufinden, überwog in den ersten Augenblicken bei dem guten Vater jeden andern Gedanken; erst später fiel es ihm auf, daß er sie, so ganz wider seine Vorschrift, außerhalb des Thurms und im freien Felde antraf. Seine Freundin gab ihm deshalb eine flüchtige Erläuterung, und rieth ihm, nur den Zug ungehindert bis zu dem Thurme fortzusetzen, wo er schon weitern Aufschluß erhalten werde.

Alle brachen dahin auf, und als sie in dem Thurme angekommen waren, begrüßte erst der gute Vater mit Rührung den einsamen Aufenthalt, der seine Lieblinge so lange geborgen hatte, dann verlangte er die kostbaren Harfen, die Zeugen ihrer Tadellosigkeit, zu sehen.

Bescheiden freudig holte Reinholde die ihrige, die unversehrt und glänzend war, so wie sie selbige erhalten, während Schönhilde langsam und verlegen zurückkam und die zersprungenen Theile der ihrigen mit einem Schleier umhüllt hatte.

Und wo hast du deine Harfe? — fragte die Schwanenfürstin streng, und ihr leuchtender Blick durchdrang augenblicklich die Hülle. — Freilich, — sagte sie dann zu der betretnen Schönhilde — freilich eine Jungfrau, welche so leicht die Bitten eines trefflichen Vaters vergißt und der verführerischen Schmeichelei so leicht den Eingang ihrer frommen, sichern Freistatt eröffnet, kann ein so zartes Unterpfand nicht aufbewahren. Ihr habt Euch beide Euer Schicksal selbst gewählt.

Die Jünglinge hatten, in der Ehrerbietung, welche ihnen die Gegenwart des alten Helden, und vorzüglich der mächtigen Schwanenfürstin einflößten, vor welcher selbst der ausgelaßne Cephirio eine ungewöhnliche Scheu empfand, noch nicht von ihren Empfindungen zu sprechen gewagt; nur in beredten seelenvollen Blicken hatten Selenio und Reinholde einander ihre Liebe gestanden. Die mächtige Geisterfürstin ward ihre Vermittlerin und der Vater gab mit Freuden seine Einwilligung. Dem schönen Schmetterling Cephirio und der leichtsinnigen Schönhilde blieb nichts übrig, als zu einander zurückzukehren.

Das — sprach die Schwanenfürstin zu Schönhilden

— wirst du dir nun freilich müssen gefallen lassen, daß er von einer Blume zu der andern flattert!

Du aber — wandte sie sich zu Reinholden, die hold erröthend, leuchtend in ihrer schüchtern liebenden Seligkeit, an der Seite des entzückten Geliebten stand, du trägst die Sicherheit unwandelbaren Glücks in deinem Herzen, denn wahre Lieb' und Tugend sind untrennbare, himmlische Geschwister!

IX.

Victoria

oder

Weissagungskraft der Liebe.

Novelle.

Am Hofe eines Königs von Arragonien erschienen italische Ritter, Gesandte eines angesehenen Herzogs, für ihren Herrn zu werben um eine der vier schönen Königstöchter. Der König nahm mit Freuden den ehrenvollen Antrag an; allein die reizende Victoria, an welche er gerichtet war, hatte, bisher fremd mit jeder Ahnung der Liebe, in jugendlicher Unbefangenheit gelebt, und erschrak heftig, als sie die Botschaft vernahm. Sie flehte ihren Vater auf das rührendste, sie doch noch eine Zeit lang des jungfräulichen Glückes genießen zu lassen, sie nicht so jung von seinem Herzen zu verstoßen, denn sie war noch nicht sechszehn Jahr. Der König blieb nicht ungerührt bei solchen Bitten; allein da Victoriens Schwestern, alle noch jünger als sie, heranblühten und ihm doch ihre große Zahl ein wenig bang ihrer Versorgung wegen machte, so blieb er bei dem gefaßten Entschlusse, und stellte der Trauernden alle Vortheile ihres neuen Standes vor; sie aber war nur eines edlern Glücks empfänglich, und verzehrte sich in geheimem Gram.

So saß sie eines Abends auch in ihrem einsamen Gemach, und gönnte sich den freien Trost der Thränen; da öffnete sich leis die Thür und ihre treue und vertraute Dienerin trat ein. Ein fröhliches, geheimnißvolles Lächeln be-

15 *

lebte ihr Gesicht, das aber von der traurigen Prinzessin nicht bemerkt ward, und das auch bei der Treuen selbst bald der Bekümmerniß über Victoriens Anblick wich.

O mein Gott, Fräulein! — rief sie aus — schon wieder find' ich Euch in Thränen? So wollt Ihr denn mit aller Macht die schöne Blüthe Eurer Jugend vernichten?

O, Ines, kannst du fragen? — entgegnete Victoria — gibt es ein schrecklicheres Loos, als so ohne Liebe hingegeben zu werden an ein Wesen, das auch mich nicht liebt, mich nicht einmal gesehen hat!

Nun, was das wenigstens anbelangt, — versetzte Jene freudig — so dürft Ihr Euch vor tausend Fürstentöchtern glücklich preisen! Das eben komm' ich ja Euch zu verkünden! Wißt, was ich so eben erfahren habe: daß sich der Herzog selbst unter den werbenden Rittern befindet, um unerkannt diejenige selbst zu wählen, die seinem Aug' und seinem Herzen am vorzüglichsten dünken möchte.

Zweifelnd schlug die Prinzessin die schönen thränennassen Augen auf, und ein schnelles Erröthen flog über ihr Gesicht, denn augenblicks stellte sich ihr die schlanke Heldengestalt des Einen dieser Ritter dar, der wohl allein für den verstellten Herzog gelten konnte; die andern Ritter waren fast in Greisenjahren, nur dieser Eine stand noch im Jugendalter wie der Herzog, auch war er hoch und wohlgebaut, so wie dieser beschrieben ward. Die Geschichte hat schon ein merkwürdiges Beispiel dieser Art aufbewahrt, von dem Longobardenkönig Anthar.

Eine wunderbare Veränderung ging in Victoriens Seele vor, seit dem Augenblicke, wo ihr das Geheimniß

verrathen war, das man auch bald am ganzen Hof sich im Vertrauen sagte; sie beachtete den genauer, den ihr das Schicksal zum Gemahl bestimmte, — und bald verwandelte sich ihre Kälte in glühende und grenzenlose Liebe, und sie that Alles, um den Augen dessen zu gefallen, der schon der reizende Beherrscher ihres Herzes geworden war.

Befremdend kam es ihr zwar vor, daß des Jünglings Blicke sie nicht zu suchen schienen, sondern in unbefangener Ehrerbietung sich stets vor ihr zu Boden senkten, und nie eine liebende Kühnheit den verkleideten Bräutigam verrieth. Sie überlegte indeß bald, wie doch die Klugheit ein so gemessenes Betragen von ihm fordere, wofern er seinen Plan unverrathen auszuführen denke; und wie ein frommes Kind, voll zarter Scheu, den Schleier nicht zu heben wagt, der ihm die Freuden des heiligen Christs verbirgt, so wagte auch das kindliche Gemüth Victoriens nicht, in das reizende Geheimniß einzudringen. Sie dachte nur mit hochklopfendem Herzen des Augenblicks der seligen Enthüllung, wenn ihr nun am Vermählungstage der, der ihr schon im schlichten Ritterkleide so entzückend schien, in allem Glanz fürstlichen Schmucks, in allem Reiz beglückter Liebesinnigkeit entgegenfliegen würde.

Die Heirathsverträge wurden geschlossen, die Gesandten reisten zurück, und bald darauf ward die schöne Victoria mit einem ihrer Herkunft würdigen Gefolge in das Land ihres Bräutigams gesandt, der durch Unruhen in seinem Staat verhindert ward, sie selbst aus Spanien heimzuholen. Der Pabst selbst, ein naher Verwandter des Herzogs, hatte auf einer Reise nach Deutschland bei ihm geweilt, die Ein-

segnung des hohen Paares selbst zu vollziehen. Die Kathedralkirche war schon geschmückt, der Hof in voller Pracht empfing die ankommende Braut; das Volk begrüßte sie mit Segenswünschen.

Mit namenlosen, wechselnden Gefühlen betrat sie die heilige Stätte, und schlug nun, freudig bang, die kindlich holden Augen auf; — allein — nicht den erblickte sie, an dessen Bild sich ihre Seele bereits in reizender Vertraulichkeit gewöhnt, nicht jenen schlanken Jüngling, in dem sich Held und Engel zu verschmelzen schienen; an seiner Statt trat ihr ein Mann entgegen, der ganz das Gegentheil von jenem schien, zwar jung und rüstig war auch er, doch nichts von jener seelenvollen Anmuth sprach sich in seinen Zügen aus, die, mehr noch als Schönheit, das weibliche Gefühl gewinnt. Wenn dort das edelste Gemüth aus himmelvollen Augen sprach, sah hier nur Lebenslust und die Spur nie versagter Wünsche aus freudig überraschten Blicken.

Victoria meinte zu träumen einen schweren, ängstlichen Traum; noch immer hoffte sie, den von ihr selbst zum Fürsten Erhobenen im lichten Hochzeitschmuck hervortreten zu sehen, um diesen, den ihr Herz nicht anerkannte, mit seinem Glanz zu überstrahlen. Doch weh! in diesem Augenblicke ward sie ihn in der andern Ritter Kreis gewahr, nicht festlicher geschmückt als diese, und in der unbefangenen Demuth seines Standes. —

Da war es, als würde ihr Todesloos geworfen; Beschämung, Schrecken und Verzweiflung rissen das entscheidende Ja von ihren Lippen, da ohnedies an Widerstand

nicht mehr zu denken war; allein ohnmächtig sank sie auch gleich darauf an den Stufen des Altars nieder.

Eine Reihe mühseliger, kampfvoller Tage reihte sich nun für sie an den unglücklichen Vermählungstag; wie schrecklich war es ihr, die Leidenschaft für sie immer heftiger im Busen ihres Gemahls erwachen zu sehen, indeß ein andres Bild sich früher in ihr Herz gegraben hatte! Allein die Ehre war noch mächtiger in diesem jungen Herzen als die gewaltige Liebe; entschlossen riß sie sich von jener zauberischen Neigung los und rief sich alle die guten Eigenschaften ihres Gemahls zurück, der, ob auch etwas roh in seinen ungebundenen Neigungen, im Grunde doch wacker war.

Noch besser würde ihr Streben gelungen seyn, hätte nicht ein natürlicher Hang des Herzogs zu Härt' und selbst zu Grausamkeit zwischen ihm und der milden, gefühlvollen Victoria eine unsichtbare Schranke aufgerichtet. Unwillkührlich mußten sich in der Folge zuweilen ihre Blicke von den gewaltthätigen Handlungen ihres Gemahls auf den edlen, fühlenden Torelli wenden (dieses war jenes schönen Ritters Name), der seine Macht als Kriegsanführer eben so menschlich brauchte, wie er tapfer im Felde war.

Sie floh indeß die Gegenwart des anmuthigen Ritters und mied selbst das, was ihn betraf, zu hören, demüthig auf der Hut vor ihrem eignen Herzen. Nur zufällig geschah es, daß sie einst etwas Näheres von ihm und seiner Herkunft vernahm. Heracleo Torelli war einer der rühmlichsten Kriegsobersten des Herzogs. Verwaister Sprößling eines edlen Hauses aus einem der benachbarten Freistaaten, war er, halb Kind noch, seinem Oheim in das gelobte Land

gefolgt. Dort unter mancherlei ruhmwerthen Thaten zum Manne gereift, kam er in seine Vaterstadt zurück. Ihm folgte allenthalben der Ruf seiner Tapferkeit und seiner Waffenstärke, denn Keiner wußte so gewandt das Schwert zu schwingen, und Keiner so anmuthig leicht und doch so wirksam den Speer zu schleudern. Die ersten Jünglinge der Stadt schlossen den Freundschaftsbund mit ihm; allein der Staat war innerlich durch Zwiespalt aufgelöst, und so geschah es, daß, als einst Heracleo des Nachts mit einigen Freunden durch die Straße ging, sie durch Bewaffnete von der Parthei der Gegner angegriffen wurden. Torelli focht mit der gewohnten Tapferkeit, und einer seiner Streiche traf — glücklich oder unglücklich zu nennen — den Anführer der Gegner, so daß er entseelt zu Boden stürzte.

Obwohl nun seine That nichts als gerechte Nothwehr war, so wußten doch die vornehmen Verwandten des Getödteten es durch ihr Ansehn im Senat so weit zu bringen, daß einer ihrer besten Mitbürger auf Lebenslang aus seiner Vaterstadt verbannt ward.

Wohl bitter schmerzend war dem Ritter dieser Ausspruch; doch wen einmal der Ruhm in seinen Schutz genommen hat, dem darf nicht bange seyn um eine Heimath auf der Erde! Ein guter Vater ist der edle, wohlerworbne Ruhm, dem wohl ein weites Dach zu Diensten steht. Verstößt den Ruhmgekrönten auch ein Land verblendet, so öffnet sich sogleich ein andres, ihn desto liebevoller aufzunehmen. Der tapfre und biedre Heracleo fand eine höchst erfreuliche Aufnahme bei einem benachbarten Herrn, bei eben diesem Herzog, dem er seitdem mit unerschütterlicher Treue

diente, und der gerade damals in einem schweren Kriege mit den Ferraresen begriffen war.

Da gab es nun gleich gute Arbeit für des Verbannten tapferes Schwert, und er belohnte seinem Schutzherrn die Aufnahme, die er bei ihm gefunden hatte, durch manchen segensvollen Sieg. So war er ihm auch ganz mit Seel' und Leben zugethan, und daher kam es, daß die liebentglühten Blicke der schönen reizenden Prinzessin am Hof zu Saragossa so unbemerkt an ihm vorüberglitten, weil gar nicht eine Ahnung so treulosen Verraths in seine reine Seele kam.

Das, was die Herzogin hier von der Tapferkeit des Ritters und auch von seinem treuen, biedern Herzen hörte, mußte nur dienen, die Flamme noch zu nähren und zu heiligen, die schon sein schönes Bild in ihr entzündet hatte; denn der Zauber der Achtung ist in solchen Fällen gefährlicher als jeder äußre Reiz.

In dieser gefahrvollen Stimmung ging eine ziemlich lange Zeit hin. Die schöne leidende Prinzessin schien sich allmählig zu erheitern und reizender und blühender zu werden; und an Heracleo bemerkten seine Freunde, daß er, oft wenn er ganz allein war, zwar leis, doch lebhaft, mit sich selber sprach, und dies durch leidenschaftliche Bewegungen und Mienen zu begleiten pflegte. Zwar hatte er von früher Kindheit schon diese Eigenheit gehabt, so wie sie mehreren reich ausgestatteten Gemüthern anhängen soll; allein jetzt that er es noch mehr und leidenschaftlicher als je, und es entging dem scharfen Blick des Herzogs nicht, so wenig als das fliegende Erröthen seiner Gemahlin und das schnelle

Niederschlagen der Augen, so wie des Ritters Blick dem ihrigen begegnete. Der Herzog war schon von Natur zur Eifersucht geneigt, nur noch sein Ehrgefühl hielt ihn zurück, die schmachvolle Vermuthung anzunehmen; aber ein anderer seiner Obersten, der, vor der Ankunft Torelli's, für seinen Günstling gegolten hatte und sich durch den Fremden verdunkelt glaubte, wagte dem Herzog einst einen leisen Wink zu geben, und wie ein Hauch den schwachen Funken schnell zur Flamme aufjagt, so loderten jetzt Eifersucht und Stolz zugleich und kämpfend in der Seele des Herzogs auf. — Cornelio! — rief er mit zornentflammtem Blicke — bringst du mir nicht Beweise deiner entsetzlichen Vermuthung, so haftet mir dein Kopf dafür!

Herr, — sagte Jener drauf, gefaßten Tons — nicht lange sollst du auf diese zu warten haben.

Als nun in kurzem drauf der Herzog einst mit seinem Hof zur Abendtafel saß und sich Victoria, unter dem Vorwand eines leichten Kopfwehs, früher vom Tisch entfernt und in ihr Schlafgemach begeben hatte, auch heut Heracleo nicht unter den übrigen Hauptleuten mit an der Tafel war: da entfernte sich Cornelio auf kurze Weile aus dem Saale, dann wieder eintretend, begab er sich hinter den Stuhl des Herzogs und flüsterte ihm schnell und leise zu: Jetzt, Herr, ist's an der Zeit!

Bei diesen Worten wechselte das Roth des Zorns mit Blässe des Entsetzens auf dem Antlitz des Herzogs; er stand stillschweigend auf und folgte ungesäumt dem Ritter; dieser führte ihn in seine Wohnung, die auf einem Seitenflügel des Schlosses lag und wo man aus den Fenstern den Gar-

ten und auch das Mittelgebäude übersehen konnte. Es war am Abend eines heißen Sommertags; der Mond goß seine Strahlen unbewölkt bis in des Gartens fernste Schattengänge, so daß man, trotz des beweglichen Spiels von Licht und Schatten, doch alle Gegenstände deutlich unterscheiden konnte, und so war das, was dem Herzog zuerst ins Auge fiel, die Gestalt derjenigen, die er schon längst in Schlummer glauben mußte, Victoriens Gestalt, die, im weißen Gewand, auf dem Balkon vor ihrem Zimmer stand, das schöne Haupt schwermüthig auf den Lilienarm gestützt und den glänzenden Blick auf einen Gegenstand in der Ferne gerichtet. —

Mit brennender Hast folgte des Herzogs Auge der Richtung ihres Blicks, und — mit Entsetzen gewahrte er in einem Gartengange den schwärmerischen Heracleo, der leidenschaftlich rasch sich nach dem Balkon begab. Je näher er diesem Lichtpunkt der Schönheit kam, je ausdrucksvoller wurden seine Geberden, bald legte er die Hand aufs Herz, als wollte er den heftigen Schlag desselben hemmen; bald hob er sie empor, als um die heiße Gluth der Stirn zu kühlen, indeß feurige Worte leis von den bewegten Lippen strömten. Als er nah unter den Balkon gekommen war, sah der Herzog ganz deutlich, wie die Dame eine schnelle Bewegung mit der Hand machte und eilig durch die Thür in ihr Gemach ging, worauf auch gleich Heracleo sich in's Schloß verlor.

Dies Alles sah der Herzog, vor Schreck und Zorn ganz außer sich, und nur zu deutlich war ihm in jener Bewegung Victoriens der Gewährungswink beglückter Zärt-

lichkeit erschienen; sein Blut, schon beim Mahl durch häufiger genossenen Wein erhitzt, wodurch er die unruhige Gluth in seinem Innern zu kühlen gemeint hatte, tobte wie Feuer jetzt durch seine Adern. — Ha, teuflischer Verräther! — schrie er — auf meine Waffen hast du gleisnerischen Ruhm gehäuft und mordest doch die Ehre meines Lebens!

Wohl, — sprach der strenge Cornelio — und Ehre ist unentbehrlicher als Ruhm.

In Eil und doch mit einer grimmigen Besonnenheit gab darauf der Herzog Befehl, wie Cornelio einige zuverlässige Krieger bereit halten solle, die auf das Zeichen einer Glocke, welches der Herzog geben werde, heraufkommen und den Verbrecher zum Tode führen sollten. Auf eben dieses Glockenzeichen sollten ihnen die Wachen am Hinterthor ohne Aufenthalt den Eingang öffnen. — Der Herzog eilte darauf in das Zimmer seiner Gemahlin, Victoriens Schlafgemach. Alles war still, als er hineintrat; die Kerzen waren ausgelöscht, und nur der Mond schien durch die weißen wallenden Gardinen der Fenster wie durch ein duftiges Gewölk, und schmückte hell das trauliche Gemach. Die schönsten seiner Strahlen aber goß er um die holdselige Victoria, die eben jetzt ihr zorniger Gemahl in tiefem Schlummer auf ihrem Ruhebett erblickte. Wehmuth ergriff ihn unwillkührlich, als er die liebliche Gestalt, als er den sanften Reiz ihres Gesichts betrachtete, dem die Erquickung des Schlafs und der Zauber des Mondlichts eine wunderzarte Farbenmischung gab; Wehmuth ergriff ihn, als er dies holde Wesen so gänzlich seiner Gewalt übergeben vor sich liegen sah; doch bald entbrannte Wuth und Schmerz aufs neue,

wenn er bedachte, daß all' diese hohe Schönheit für ihn verloren und einem Andern zugewendet sey. — Oeffne die Augen, Meineidige! — rief er wild — denn mit nichten täuscht mich dein Schlaf! Ich weiß, wen du erwartest, und er wird kommen, doch so, daß du sein Kommen verwünschen wirst!

Allein Victoria regte sich nur wie von einem Traume beunruhigt, und schlief dann wieder den festen, süßen Schlaf der Unschuld; nicht eine Miene wechselte auf ihrem sanften Angesichte; fast war der zürnende Gemahl in seinen Zweifeln irre, — als er mit einem Mal ein leises Klopfen an der Thür vernahm! — Entsetzen faßte ihn aufs neue und bebend fragte er: Wer klopft?

Torelli! — kam die Antwort wieder. — Und aus des Herzogs Wangen wich das Blut. — Gewaltsam hielt er seine Wuth da noch zurück, öffnete leis die Thür, und — vor ihm stand Torelli. —

Ob er das Aergste gleich geahndet, ja selbst schon gewiß geglaubt hatte, so blieb der Herzog doch einige Augenblicke sprach- und bewegungslos vor der Verwirklichung des schrecklichen Verdachts.

Herr, sey auf deiner Hut! — sagte der Ritter eilig — und bleibe gerüstet! Ich habe Waffengeräusch im Hölzchen hinter dem Garten gehört, und glaube selbst Kriegsleute von Ferrara unterschieden zu haben, die ohne Zweifel einen Ueberfall für diese Nacht im Sinne führen. — Ich suchte dich im ganzen Schloß vergebens; man wies mich hieher — Verzeihung, daß ich selbst deine Ruhe stören muß!

Genug, Verräther! — brach der Herzog jetzt mit

fürchterlichem Grimm aus — du wagst es noch, mich durch verruchte Heuchelei zu täuschen? Zurück! wofern mich nicht dein Anblick tödten soll!

Bestürzt wich der Ritter einige Schritte zurück; der Herzog schlug die Thüre krachend vor ihm zu und lief sinnlos im Zimmer auf und ab.

Der tiefste Schläfer hätte wohl bei diesem furchtbaren Geräusch erwachen müssen; erschrocken schlug die Herzogin die Augen auf, und als sie ihren Gemahl in dieser ungewöhnlichen Bewegung sah, sprang sie von ihrem Lager auf und nahte ihm bestürzt, allein mit unbefangenem Zutraun. — Was ist Euch? — fragte sie bittend — um Gotteswillen, was fehlt Euch, mein Gemahl? Ich bin zum Tode erschrocken.

Der Herzog trat vor ihr zurück und sprach dann mit tödtendem Spott: Erschrocken? ja fürwahr, Victoria, es ist auch zum Erschrecken, daß der Gemahl da ist, statt deines holden Buhlen! — Ja freilich, darum war dein Zimmer wohl so traulich nur mit Mondenlicht erhellt!

Er hatte während dem das verabredete Zeichen mit der Glocke gegeben, das gellend durch die Zimmer tönte. Es traten Diener mit Licht herein. —

Gleich wie im Traum hatte Victoria die Worte des Gemahls gehört. — Träum' ich? — fragte sie bebend — was sprecht Ihr da, mein Herr!

Schweig! — rief der Herzog wild, und stieß sie heftig von sich. — Ganz recht, Ascanio, daß du kommst! — rief er Einem der eintretenden Diener zu — flieg'! eile zu Cornelio, sag' ihm, daß er schnell den Verbrecher zu dem

bestimmten schaudervollen Tode führen lasse; er sey seines Verbrechens überwiesen, der teuflische, verrätherische Torelli! —

Torelli? Jesus! — schrie die Herzogin, mit einem Ton, in dem sich all' die lang verhaltene Liebe und zärtliche Besorgniß aussprach, ihre Augen schlossen sich und Todtenblässe überdeckte ihre Wangen, als sie ohnmächtig zur Erde sank.

Erschüttert stand der Herzog einen Augenblick neben diesem Bilde, das unter andern Umständen so rührend schön gewesen wäre, er las in schrecklich hellen Zügen die Leidenschaft für einen Andern auf ihrem sterbenden Gesicht, und die schon halb versöhnten Furien in seiner Brust erhoben sich aufs neue. — Ha, Schlange! — rief er außer sich — so sprichst du dein Verbrechen aus? — Hinweg! bringt sie zum schwarzen Thurm, daß sie dort Buße thue ob ihrer Sünden!

Er selbst eilte voll quälender Unruhe hinaus, um nach der Vollstreckung seines Todtenbefehls zu sehen und Cornelio zu sprechen, er wußte selbst nicht deutlich, warum? Etwas betroffen ward er, als er die Stiegen hinuntereilte, Heracleo zu sehen, der, statt sich zu verbergen oder zu entfliehen, mit seiner gewöhnlichen Feldherrnschnelle die Mannschaft sammelte, die noch im Schlosse war, und sie gegen feindlichen Anfall ordnete. —

Indem öffneten die Wachen nach dem erhaltenen Befehle das Hinterthor; sie meinten es Cornelio's Leuten aufzuthun, allein ein anderer Haufen, der stürmisch eindrang wie die Fluth des Meers, that ihnen bald mit Schrecken

kund, daß sie — — den Feinden, den Kriegern von Ferrara selbst den Eingang geöffnet hatten. —

Dies war in der That die Veranlassung zu all' den furchtbartäuschenden Auftritten dieses Abends gewesen; der gute, biederherzige Torelli, ohne zu ahnen, welche mörderische Anschläge man unterdeß gegen sein Leben faßte, hatte einsam im entlegensten Theile des Gartens gewandelt, und das Geräusch gehört, und das Waffenblinken durch die Zweige gesehen. In heftiger Bewegung eilte er darauf zurück zum Schlosse, und der Eifer für den geliebten Herrn bewog ihn zu jenen leidenschaftlichen Geberden, die der Verblendete für Liebeszeichen gegen Victorien genommen, während der treue Krieger im Feuer seiner heftigen Bewegung die schöne Fürstin nicht einmal gesehen hatte. Er eilte durch das ganze Schloß, und wagte es zuletzt, bei der Reinheit seiner argwohnlosen Seele, bis zu den Zimmern der Herzogin zu dringen.

Die seltsamen Vorwürfe des Herzogs bestürzten ihn zwar; allein statt sich in Nachdenken und Grübeln darüber zu verlieren, schrieb er sie, bei der gänzlichen Schuldbewußtlosigkeit seines Herzens, nur einer üblen Laune des Fürsten zu, und eilte selbstvergessend, edel wie er immer war, nur die so nahe drohende Gefahr jetzt abzuwenden.

Der Anblick des einströmenden Feindes, auf diese Weise selbst in das Schloß befördert, bestürzte jetzt den sonst muthigen Herzog, und unwillkührlich blickte er auf den, von dem er gewohnt war in solchen Fällen Hülfe zu erhalten, und über den er eben jetzt das schreckliche Todesurtheil ausgesprochen hatte. Heracleo aber, mit aller Gegenwart des

Geistes, die ihm als Feldherrn eigen war, ordnete seine schnell vereinten Schaaren, und drängte nach einem verzweifelten Gefecht den stärkern Feind auf sein Gebiet zurück.

So war denn der drohende Streich vom Haupte des Herzogs abgewendet; allein der Sieger sollte sich nicht seiner rühmlichen That erfreuen. Cornelio, nicht um die Aufklärung von Recht und Unrecht, sondern nur um den Untergang dessen besorgt, von welchem er sich in der Gunst des Herzogs verdrängt glaubte, hielt es für rathsam, das Todesurtheil vollziehen zu lassen, ehe Torelli wieder mit dem Herzog zusammenkäme und vielleicht eine rettende Erklärung möglich wäre; unter dem Vorwand, daß in der Verwirrung dieser Nacht der ertheilte Befehl früher vollzogen worden sey, als man ihn habe widerrufen können.

Und so, als jetzt Torelli mit wenigen Begleitern von der Verfolgung des Feindes zurückkam, und eben, in die fromme Freude seines Siegs versenkt, durch einen waldigen Thalgrund ritt, stürzten die Leute Cornelio's über ihn her, fesselten ihn im Namen seines Herrn, und führten ihn nach einer Felsenhöhle, welche zum Orte seines Todes bestimmt war. — Denn nicht, — so hatte der Herzog in seiner Wuth befohlen — nicht den zu ehrenvollen Tod durchs Eisen, durch welches auch ein edler Krieger fällt, soll der Verräther sterben, nein durch den Zahn und durch die Klauen eines wüthenden Unthiers werde er martervoll zerfleischt.

Man hielt nämlich in dieser Felsenhöhle einen außerordentlich großen Löwen zu einem Thierkampfe aufbewahrt. Der Eingang ward durch ein davor gelegtes Felsstück fest verschlossen, allein von oben führte eine Oeffnung hinab, und

hierher brachte man den unglückseligen Ritter, ihn in die schaudervolle Düsterheit hinabzustürzen; wobei der Herzog vielleicht, ohne sich selbst dessen klar bewußt zu seyn, gemeint hatte, seine Schmach zugleich in Dunkel zu begraben.

Vergebens flehte der überraschte Ritter, dem man den grausamen Ausspruch kundgethan hatte, um Aufschub und Erklärung seiner Schuld; ohne Erbarmen stürzte man ihn in die grausenvolle Kluft hinab, um dem grimmigen Thier zur Speise zu werden. — Und kein Engel entstieg dem Himmel, den sterbenden Unschuldigen zu retten? Kein Donnerschlag zerschmetterte die Häupter seiner Mörder?

Während das hier geschah, hatte man dort auch unverzüglich den Befehl des Herzogs an seiner schuldig geglaubten Gemahlin vollstreckt, nachdem sie aus der Ohnmacht in ihr jammervolles Leben zurückgekehrt war. Man brachte sie zum schwarzen Thurm, einem abgelegenen, öden Felsenthurm, nach seinem düstern Aeußern so genannt; allein noch schwärzere Nacht herrschte in seinem Innern. Kein Sonnenstrahl fiel in das unterirdische Gemach, das man der Leidenden auf Befehl ihres rachedürstenden Gemahls anwies. Von oben ließ man ihr sparsame Speise nieder, eine Lampe, einige Geräthschaften, ihre Laute, und ein Gebetbuch, um ihre Buße zu üben, war Alles, was man ihr mitgegeben hatte, während man die Thür ihres Kerkers zum Nimmerwiederöffnen verschloß; der Schlüssel ward in den vorbeifließenden Strom geworfen.

Dies Alles hatte man mit grausamer Gewissenhaftigkeit vollzogen, theils aus Abscheu gegen das ihr Schuld gegebene Verbrechen, theils um sich bei dem Herrn in Gunst

zu setzen, während dieser im Kampfe mit dem Feind abwesend war.

Gefaßt vernahm die unglückliche Herzogin ihr Urtheil. Mit Heldenmuth hatte sie ihre Neigung für den noch glücklichen Heracleo bekämpft, in jenem Augenblicke nur, wo sie das Urtheil seines Todes, seines so schrecklichen, grausamen Todes durch den Mund ihres Gemahls aussprechen hörte, siegte die mächtige Natur, und alle Kraft, alle Verzweiflung der mühsam unterdrückten Leidenschaft brach da mit einem Mal hervor und sprach sich in dem Schmerzensausruf aus, womit sie ohnmächtig zur Erde sank. Und um ihrentwillen, wie sie aus den Worten ihres Gemahls vernommen hatte, um ihrentwillen war der edelste der Männer so qualvoll hingerichtet worden! Dieser Gedanke machte, daß sie ihr eignes Elend minder drückend fühlte, ja sie fand selbst eine Art von wehmüthiger Erleichterung darin, daß die Grausamkeit ihres ungerechten Gatten nun selbst die Bande löste, die sie an ihn gefesselt hatten, und daß, wenn auch ihr Körper nun in Fesseln starb, doch ihre Seele mindestens die Freiheit fand.

Der Herzog war jetzt nach entschiedenem Gefecht ins Schloß zurückgekehrt, indeß der beste Theil der Krieger unter Torelli's Aufführung den Sieg verfolgt und gesichert hatte. Das Gefecht mit den Ferraresen war entschieden, doch nicht also der Kampf in seiner Brust, der nun noch heftiger begann, als er in die einsamen, verödeten Zimmer seiner Gemahlin trat. Klar lag es jetzt am Tage, daß die Warnung des wachsamen Feldherrn nicht Heuchelei gewesen war; Erinnerung an seine stets bewährte Treue, selbst alte

Neigung regte sich wieder für ihn, und Cornelio hatte nicht unrecht, wenn er einen möglichen Widerruf des blutigen Befehls befürchtete; der Herzog fragte nach Torelli, und schwerlich wäre Jener mit der ersonnenen Entschuldigung ausgekommen, wäre nicht eben jetzt in dem Herzen des Herzogs mit der erwachenden Sehnsucht nach der Gemahlin auch die Erinnerung an ihren letzten Anblick aufgewacht. Die grenzenlose, heiße Leidenschaft für einen Andern, die sich in flammenden Zügen auf ihrem Antlitz malte, und die so stark war, daß sie beinah dem Sterbenden selbst sie sterbend nachzureißen drohte, kehrte jetzt herzzerreißend in seine zerstörte Seele zurück und füllte ihn mit bitterm Haß gegen den Glücklichen, als ob er des entschiedensten Verbrechens überführt gewesen wäre. Und so bereute er sein blutiges Urtheil nicht, und wandte sich auch in Erbitterung und Kälte von jedem milderen Gedanken an die büßende Gattin ab.

Ihm blieb überdem nicht viel Zeit, seinen Gedanken und Gefühlen nachzuhängen, denn der Feind, der erfahren hatte, daß sein furchtbarster Gegner, der tapfere, kriegserfahrne Torelli nicht mehr das Heer anführe, erneute seinen Angriff mit verdoppeltem Muth, und der Herzog mußte alle seine Kräfte aufbieten, den Untergang von seinem Haupt zu wenden. —

Kein Engel war zur Rettung des Unschuldigen herabgestiegen, kein Donnerschlag zerschmetterte die Häupter seiner Mörder! — Allein nicht minder wunderbar hatte die ewige Güte sein Leben geschützt; ein Zweig des wildernden Gesträuchs, das in der Felsenöffnung wuchs, hatte ihn aufgehalten und die Heftigkeit seines Falls gehemmt, so daß er

nicht schon halbzerschmettert auf den Boden der grauenvollen Höhle kam; und als das Unthier nun mit fürchterlichem Brüllen auf ihn stürzte, o Himmel! da schien es auf einmal, als werde es durch einen Zauberschlag gezähmt! Freudig schlug der unbändige Löwe seinen Schweif, umsprang den Staunenden mit frohem Ungestüm, so wie ein treuer Hund, der seinen Herrn nach langer Trennung wiederfindet, und leckte freudig schmeichelnd seine Hände. Und — wunderbare Fügung der Gottheit! — dasselbe Rettungswunder, dessen die römische Geschichte erwähnt, wiederholte sich hier! Gleich dem der Sklaverei entflohenen Androkles, der, obwohl selbst hülflos umherirrend, doch Erbarmen mit dem leidenden Thier übte, — und gleich jenem guten französischen Ritter **Godefroi Latour**, dessen Menschlichkeit die Geschichte rühmt, hatte Torelli auch in einem Anfall großmüthig ritterlicher Schwärmerei einen Löwen, der schon verwundet im Gebüsche lag und über den zwei hinterlistige Tieger stürzten, von ihrem unedeln Angriff befreit. Und dankbar war der Löwe ihm gefolgt, als unzertrennlicher Begleiter, hatte bei Tag und Nacht ihn und sein Roß bewacht, und erst, als er in einer unglücklichen Schlacht gefangen worden, war auch das treue Thier in Feindes Hand gerathen und durch Verkauf hierher gekommen, wo man, seine außerordentlichen Schicksale und halbe Zahmheit nicht ahnend, um seiner furchtbaren Stärke willen, ihn zum Thierkampfe bestimmt hatte. Bei dem jetzigen überraschenden Anblicke kam dem Ritter die Erinnerung an jene Begebenheit in die Seele zurück; und wirklich erkannte er bei dem schwach hereinfallenden Tageslichte jetzt

an verschiedenen Zeichen seinen ehemaligen treuen Begleiter.

Wie groß war seine Freude bei dem so wunderbaren Vorfalle; von aller Welt verlassen, hatte er den Tod zu finden geglaubt, und fand nun einen unveränderten Freund; Thränen drangen in sein männliches Auge, verglich er die Dankbarkeit dieses wilden, aber edeln Thieres mit der Grausamkeit, womit die Menschen ihm tausendfache treue Dienste durch den Tod zu lohnen dachten. Liebkosend streichelte er seines Löwen Mähne, und dankte Gott für seine wunderbare Rettung.

Allein die Freude über sein geschenktes Leben wich bald der Sorge, wie er es erhalten sollte. Einige rohe Wurzeln und die kleine Quelle, die zur Seite sparsam aus der Steinkluft troff, war seine einzige Erquickung; er sehnte sich nach Freiheit oder Tod.

So schlich er einst verzweifelnd rings 'an den Felsenwänden hin, noch irgend einen Rettungsweg zu finden; und sieh, da nahm ein unterirdischer Gang ihn auf, der sich in mannichfachen Windungen immer unter den Felsen hinzog; der Ritter folgte muthig seinem dunkeln Pfade, als es ihm auf einmal aus der Ferne wie sanfter Lautenklang entgegenschwebte; er ging den Tönen nach, und jetzt fiel durch das unterirdische Dunkel ein mattes Licht, das, wie er näherkommend sah, am Ende des Ganges aus einem kleinen schwarzen Eisengitter brach, aus welchem auch die Lautentöne drangen; er nahte sich und — — welcher Anblick stand ihm bevor! — Victoria in diesem grausenden Gemach (dasselbe Gefängniß im schwarzen Thurm, wohin man sie

begraben hatte), auf einem Steine sitzend, die Laute in der Hand, und nur vom Schein der düsterbrennenden Lampe erleuchtet. Hinreißend schöner hatte er sie nie gesehen, die seidnen Locken aufgelöst, den Ausdruck innigsten Gefühls auf ihren edeln, seelenvollen Zügen, und ihre schmachtenden, von Thränen matten Augen in siegender Erhebung himmelwärts gewandt. Stets war sie für den Ritter das Urbild höchster Schönheit, höchster Vollkommenheit gewesen; nur die unwandelbare Treue gegen seinen Herrn hatte ihm keinen verwegenen Gedanken erlaubt; wie ward ihm, als er jetzt das nachfolgende Lied von der gefühlvollen, zärtlichen Victoria singen hörte, das sie mit ihrem sanften Lautenklang begleitete:

Weh! um meinetwillen senkte
Man ins schauervolle Grab
Ihn, zu dem mein Herz sich lenkte,
Mein Torelli, dich hinab!!

Mein Torelli? — Ja, es töne
Jetzt der süße Name laut!
Wo ich sterbend dich versöhne,
Sey er dieser Gruft vertraut!

Armer, schöner Liebling! sterben
Schuldlos, Edler, mußtest du!
Doch beglückt, dich zu erwerben,
Theil' ich deines Grabes Ruh!

Frei im Tode schwingt die Seele
Sich aus ihrer Fesseln Zwang;
Was das Leben auch verhehle,
Tön' des Schwanes Grabgesang.

Meines Herzens heil'ge Liebe
Opfert' ich der kalten Pflicht;
Undank lohnt die reinen Triebe
Und des Herzens Riegel bricht.

Und zu dir, zu dir hinüber
Rettet all' mein Leben sich!
Was du nie vernahmst, du Lieber,
Ewig, einzig, lieb' ich dich!

Sey gegrüßt, o du mein Leben!
Mein Torelli, lächle mir!
Jenseit bin ich dir gegeben,
Armer, süßer Liebling, dir!

— Ein Schleier falle über das Gemälde. — Wer malt die Scene dieses Kerkers? wo zwei edle Liebende, obwohl in der Nacht allertiefsten Elends, getrennt selbst durch ein hartes Eisengitter und einem jammervollen Tod entgegensehend, doch alle Seligkeit des Himmels empfanden; während ihr grausamer Verurtheiler auf seinen seidnen Polstern umsonst die Ruhe herbeiwünscht.

Im Volk herrschte indeß die größte Unruhe; das grausame Geschick Torelli's und Victoriens hatte die Gemüther empört, denn alle liebten die leutselige Fürstin und den menschenfreundlichen Ritter, und die verdoppelte Härte, die der Herzog in seinen Handlungen bewies und wodurch er eigentlich nur seinen erbitterten, geheimen Kummer zu erleichtern suchte, mußte nur um so lebhafter das Andenken an Jener Milde wieder erwecken.

Darum erregte es nicht allzugroße Trauer, als der Herzog in einem unglücklichen Treffen gegen die kühngemachten

Feinde blieb; nur das erweckte die größte Bestürzung, daß nun die Feinde unaufhaltsam das Land überschwemmten und selbst bis an die Hauptstadt drangen; jetzt fühlte man empfindlicher als je den Verlust eines tapfern und erfahrnen Feldherrn, Torelli's Name ward nun allgemein genannt, und die Krieger, die ihn vergöttert hatten, riefen laut: O wäre unser lieber Hauptmann noch mit uns gewesen, wir wären nimmer geschlagen worden!

Man schalt sich undankbar, daß seine schmähliche Hinrichtung auf diesem Grund und Boden hätte vollzogen werden können, der allenthalben noch die Spuren seiner Wohlthaten trug, und in der Begeisterung für ihn wollte man wenigstens die Stätte weihen, die sein verehrtes Blut getrunken hatte; das Volk, die Krieger, Alles eilte nach der Felsenhöhle, und welch' ein Wunder stand ihnen bevor! Sie glaubten des Ritters verklärten Geist zu sehen, als sie ihn selbst so wunderbar erhalten und den Löwen ihm freundlich unterworfen sahen, und als nun jeder Zweifel schwand, als sie ihn wirklich — und lebend schauten, da führten sie ihn jauchzend in das verwaiste Schloß und baten ihn, den Thron zu besteigen, der eines Mannes, eines Helden nöthig habe.

Daß mit ihm auch zugleich Victoria wie ein holdes Gestirn aus ihrer Nacht hervorging, bedarf wohl keiner Frage. So hatte denn das weissagende Zartgefühl der Liebe nicht getrogen; Victoria erblickte den jetzt wirklich auf dem Throne, den sie schon an dem Hofe ihres Vaters in seiner Fürstenherrlichkeit erkannt; und sie, die die unglücklichste der Fürstinnen gewesen war, ward bald

darauf die glücklichste, als Gattin ihres geliebten und edelmüthigen Torelli.

Ein guter lombardischer Meister hat späterhin den ritterlichen Herzog im Bildniß dargestellt, wie er gleich einem lächelnden Engel auf einem Felsstück seines Kerkers sitzt. Der Kopf des treuen Löwen ruht auf seinem Schooße, und seine Hände streicheln sanft die rauhe Mähne. — Ueber ihm schwebt auf einer Rosenwolke die siegende Liebe — in der Gestalt Victoriens.

X.

Das Wiederfinden.

Aus den hinterlassenen Papieren der verstorbenen Lady E...

Nach dem Englischen.

Warum, o unergründliches Schicksal, warum gibst du manchem Herzen die tiefste Kraft zu lieben, zu lieben mit unendlich ausdrucksloser Zärtlichkeit, und entziehst ihm den Gegenstand, den es beglücken könnte? warum muß sich dies reine, dem Himmel entstammte Feuer vergeblich sehnend in sich selbst verzehren, indeß das Herz, das es beleben könnte, getrennt von ihm, dem grausamsten Verrath zum Raube wird?

Ich schreibe eine der theuersten und traurigsten Begebenheiten meines Lebens nieder; nach meinem Tode wird man die folgende Geschichte in meinen Papieren finden; man wird sich dann vielleicht erklären können, warum oft in den Tagen der Freude ein Schatten stiller Schwermuth auf meinen Zügen ruhte, und warum sich unvermerkt manche Thräne aus meinen Augen schlich.

Ich war im Frühlinge des Lebens; mein Herz kannte die Liebe nicht, obgleich ihr Name mir häufig genug von denen genannt ward, die im Gewühle der großen Welt um mich her schwärmten, und die von der Macht meiner Reize, vielleicht auch von der Macht meines Oheims, des Gouverneurs von **, begeistert waren. Einige derselben hatten um meine Hand geworben, aber der Wille meines groß=

müthigen Oheims, dessen Vorsorge ich nach dem Tode meiner Eltern überlassen war, beschränkte meine Neigung nicht. Ich lebte so ein harmloses, glückliches Leben hin, und gleich den Blumen des Feldes sorgt' ich nicht für den andern Morgen; ein Umstand ereignete sich indeß, der doch den Lauf dieses ganz ungetrübten Lebens unterbrach. Ich erschien eines Mittags wie gewöhnlich an der Tafel meines Oheims; mein Auge überlief flüchtig die Reihe der Officiere, deren täglich eine beträchtliche Anzahl einheimische und fremde beim Gouverneur zu speisen pflegten; ich grüßte sie unbefangen, wie ich gewohnt war zu thun; aber mein Blick blieb plötzlich an einem haften, den ich noch nie gesehen hatte; seiner Uniform nach war er von einem der ostindischen Regimenter. Noch nie sah ich eine so schöne, männliche Bildung; er war groß, aber es war nicht jene Größe, die oft für das weibliche Gefühl etwas Drückendes hat; seine einnehmende Gestalt war von einem Reiz, von einer Grazie beseelt, die unwiderstehlich an sich zog, und aus den edeln, holden Zügen sprach ein vielleicht zu gutes, zu arglos redliches Herz. — Es ward mir schwer, die Augen von ihm wegzuwenden, und ich weiß nicht, ob den Gegenwärtigen meine Verwirrung ganz entgangen ist. Das Gespräch über Tisch war allgemein und ich wagte nicht einen zu lebhaften Antheil daran zu nehmen; aber es zitterte mir stets durch alle Nerven, wenn der Fremde mit einer etwas schüchternen, aber ausdrucksvollen Stimme einige Worte sagte. Was ihn selbst betraf, so konnte ich aus dem Laufe des Gesprächs ungefähr so viel abnehmen, daß er Capitain eines in Ostindien stehenden Regimentes sey, und daß er im Begriff

stehe, sich hier einzuschiffen; mein Oheim wollte ihm Aufträge dahin mitgeben. Er speiste des folgenden Tages wieder bei uns, und je mehr ich ihn sah, je mehr vertiefte sich der Eindruck, den er im ersten Augenblicke auf mein Herz gemacht hatte. Des dritten Tages war ein Ball bei meinem Oheim, und auch er war dazu eingeladen; mit welchen Herzensschlägen erwartete ich diesen Tag, denn hier durft' ich hoffen, ihn ungezwungner, näher zu sehen, ihn unbefangner zu sprechen; denn wenn er über Tafel zuweilen ein paar Worte an mich richtete, so geschah es nicht anders, als mit einer ehrerbietigen Entfernung. Ich stand sehr früh auf und ordnete das Zubehör meiner Toilette für den Abend, und gewiß, wenn ich je einen Anspruch auf Hübschseyn gehabt habe, so war es diesen Tag. Eine Menge junger Herren versammelte sich um mich bei Anfange des Balls; ihre Schmeicheleien waren mir diesmal gleichgültiger als je, meine Augen suchten den schönen Fremden, den ich unter einer Gruppe mehrerer fremden Officiere in bescheidner Zurückgezogenheit sah. Nie hatte ich mir die Pflicht, die Wirthin zu machen, angelegentlicher seyn lassen, nie war ich besonders artiger gegen Fremde gewesen, als diesen Abend; ich näherte mich der Gruppe, unter der sich Harry (seinen Namen hatte ich endlich erfahren) befand, ich sagte Jedem ein paar verbindliche Worte; es war natürlich, daß ich auch ihm etwas sagen mußte: ich fragte ihn, ob er nicht tanzen wolle? und erbot mich, ihn an einige meiner Freundinnen als den vorzüglichsten Tänzerinnen zu präsentiren. Galant, aber bescheiden, erwiederte er: Meine Wünsche, Milady, bleiben nie in der Mitte stehen; wenn ich einmal

tänze, so wünsche ich auch den ersten Tanz mit niemand anders als mit Ihnen zu tanzen. Ich hatte weisliche Vorsicht gebraucht, mich nicht viel im Voraus zu engagiren, und da meine Wünsche hierin mit den seinigen ziemlich übereinkamen, so tanzt' ich nicht allein diesen, sondern auch mehrere Tänze mit ihm. Er tanzte und mit welcher Anmuth! Das erste Mal in meinem Leben empfand ich Wohlgefallen an körperlicher Männerschönheit; auch seine geistigen Vorzüge hatt' ich heute Gelegenheit näher kennen zu lernen; ich sprach viel mit ihm, und fand, lebhaft wie die Einbildungskraft in diesen Jahren ist, Alles, was ich wünschte, wo nicht in seinen Worten, doch wenigstens in seinen Blicken; er sagte mir zwar nichts von Liebe, nichts von meiner Schönheit, wie die übrigen jungen Herren, aber seine Augen ruhten mit einem Anstrich von Schwermuth auf mir, der Theilnahme bei mir zu suchen schien; die Entfernung, in der er jederzeit mit mir sprach, nahm ich für ehrerbietige Zurückhaltung; und so entfloh der glücklichste Abend meines Lebens. Dieser oder keiner auf der Welt! rief eine Stimme tief in meinem Herzen.

Der Rest der Nacht entfloh mir ohne Schlaf, und ich erwartete sehnlichst die Stunde des Frühstücks, um meinen Oheim vorläufig ein wenig mit meinen Empfindungen bekannt zu machen, oder die seinigen wenigstens zu erforschen; offen und aufrichtig, wie ich gegen ihn gewöhnt war, konnt' ich den Gedanken nicht ertragen, etwas geheim für ihn zu halten; so schwer auch meiner Schüchternheit das wirkliche Geständniß geworden wäre, das mir, ach! nur zu schmerzlich, mein Schicksal selbst ersparte!

Nach einigen Einleitungen fing ich an von der gestrigen Gesellschaft und von mehreren Mitgliedern derselben zu sprechen, endlich kam ich auch auf Harry; ich sagte Manches zu seinem Lobe, während der gute Oheim zerstreut in seinen Papieren herumsuchte. Er kann — fügte ich als nachlässig scheinend hinzu — vielleicht sein Glück in Indien machen, irgend eine reiche Heirath — —

Den Capitain *** meinst du? — sagte mein Oheim, der eben mit seinem Suchen fertig war — ja, liebes Kind, der ist schon verheirathet. — —

Ein Donnerschlag aus heitrer Luft kann nicht so fürchterlich auf einen Baum in voller Blüthe treffen, als diese Worte auf mein Herz. Ein Bedienter trat so eben ein und meldete Fremde; ich durfte mich wegbegeben. —

Mit welchem Gefühl erschien ich diesen Mittag an der Tafel, wo er nochmals bei uns speiste. Mein guter Oheim, ohne zu ahnden, was in meinem Innern vorging, wandte sich freundlich lächelnd zu dem Capitain: Herr *** — rief er ihm zu — meine Fanny hat Ihnen heute eine reiche Partie in Indien zugedacht! ich sagte ihr aber, daß es zu spät wäre!

Ja, Milady, — sagte Harry nicht ohne Verlegenheit und eine lebhafte Röthe überflog sein Gesicht — ich bin verheirathet.

Das hatte noch gefehlt, um meinen Schmerz und meine Beschämung aufs höchste zu bringen; ich fühlte, daß meine Stirn glühte; aber natürliches Ehrgefühl riß mich empor, und trieb mich, die Achtung und Freundschaft dessen zu suchen, der mir kein höheres Gefühl geben durfte.

Seine Geschäfte hielten ihn noch einige Wochen in unserer Stadt; ich sah ihn oft in dieser Zeit; ich ward seine Freundin, denn Zutrauen hatte ihm mein theilnehmendes Wesen von Anfang eingeflößt, und nur zu sichtlich verrieth mir seine Betroffenheit bei dem Geständniß seiner Verheirathung, daß er jenen Mittag einen Blick in mein Herz gethan hatte. Er erzählte mir von seiner Liebe, und oft bei den Aeußerungen der großmüthigsten, selbstvergessensten Zärtlichkeit konnt' ich kaum meine Thränen zurückhalten, daß dieser ganze Himmel von Liebe einer Andern als mir angehören sollte. —

Er reiste ab. Ich gab bald darauf meine Hand dem würdigen Lord E., den seine Jahre zwar über die Ansprüche jugendlicher Liebe hinausrückten, dem seine Tugenden aber wenigstens meine Verehrung und den Vorzug vor meinen übrigen Bewerbern verdienten.

Fünf und zwanzig Jahre sind seit dieser Zeit über meinem Haupte hingezogen; mein würdiger Gemahl schlummert schon. — Ich war bestimmt, das Alter des edelsten Mannes zu versüßen, und ich segne diese schöne Bestimmung; in dem Bewußtseyn erfüllter Pflicht und vielleicht so manches hin und wieder ausgestreuten Guten ist mir das Leben nicht trübe hingeschwunden, aber seine höchsten, süßesten Freuden hab' ich nicht gekannt. — — Ich sollte nicht abtreten von diesem Schauplatz schwerer Kämpfe, ohne noch einmal schmerzlich an das erinnert zu werden, was ich verlor; ohne zu sehen, wie die Himmelsblume, die mich beseligt haben würde, unverstanden und unerquickt von dem

Thau und Sonnenschein der Liebe, in hoffnungsloser Einsamkeit verschmachtete.

Es war im Herbst des vorigen Jahres, als ich an einem stillen Nachmittage in den St. James Park ging. Die schöne Londner Welt suchte heute belebtere Orte, es war sehr einsam im Park, und diese Einsamkeit gefiel mir; das Fallen welker Blätter, das hohle Säuseln der Winde über die Nebelflur, das Alles schmeichelte meinem Herzen mit einer schwermüthigen Uebereinstimmung. Ich ging eben eine der abgelegensten Alleen hinab, als mein Blick durch eine Gestalt gefesselt ward, die wunderbar mit meinen wehmüthigen Phantasien zusammentraf. Es war ein alter Mann, der mit unsicherm, zitterndem Schritt eine kleine Strecke vor mir herwankte. Er erreichte eine Bank zur Seite des Wegs, auf die er sich entkräftet niederließ; sein Gesicht sank auf seine Hand, seine kummervolle, in sich selbst vertiefte Stellung ließ mir Gelegenheit, ihn im Vorübergehn genauer zu betrachten. Es war eine edle Gestalt, und der Dürftigkeit seines Aeußern ungeachtet, lag etwas in seinem Gange, seiner Haltung, seinem ganzen Wesen, das mir den Adel seiner Herkunft und den Charakter seines ehemaligen militairischen Berufs errathen ließ. Seine Haare waren weiß, aber mehr als das Alter schien sie Gram und Kummer gebleicht zu haben, und seine Gestalt neigte sich zur Erde, gleich als sehnte er sich, seine letzte Freundin ans Herz zu drücken. Ich ging vorüber, aber ich kehrte bald zurück, ein namenloses Etwas zog mich in seine Nähe. Er hob das Haupt empor, als ich ihm nahte, und Züge kamen mir entgegen, die mich, ach, wunderbar schmerzlich, an die Ver=

gangenheit erinnerten! sein Blick schien in dem meinigen etwas zu suchen, aber schüchtern wandte er ihn wieder weg. Es war mir unmöglich ihn zu verlassen, ohne doch den Muth zu haben ihn anzureden, und ich nahm auf dem entgegengesetzten Ende der Bank Platz; seine Blicke, die mit den meinigen in einer stillschweigenden Uebereinkunft zu stehen schienen, dankten mir für diesen Beweis von Theilnahme, und er wagte es, mich nach einer kleinen Pause zu fragen, ob er wohl irre, wenn er mich für Lady Fanny E. nehme?

Ich beantwortete seine Frage. — Nun denn, — sagte er mit einer zitternden, mein Herz bewegenden Stimme — so darf ich mich nicht wundern, wenn ein Zwischenraum von 25 Jahren und mein jetziges Ansehn Ihnen die Gestalt des unglücklichen Harry *** unkenntlich gemacht haben.

Ich übergehe die Gefühle, die sich in diesen Augenblicken meiner bemächtigten. So mußt' ich den wiederfinden, der mit allem Zauber männlicher Anmuth geschmückt vor meinem Jugendblick vorüberging, die Ahnungen von Glück in mir erregte, die — ich will es nicht bergen — einen Schatten auf mein ganzes übriges Leben warfen.

Ich bat meinen unglücklichen Freund, mir nach meinem Hause zu folgen und mich mit der Geschichte seines Lebens bekannt zu machen; er that es, und das, was ich von ihm erfuhr, war ungefähr Folgendes:

Er folgte seiner Bestimmung, die ihn damals, als ich ihn kennen lernte, über ferne Meere nach Indien rief. Er ließ ein angebetetes Weib und einen Sohn von wenigen Monaten in seinem Vaterlande zurück; die Stimme der Pflicht

übertönte die der Liebe; aber bald nahmen Natur und Liebe ihre Rechte wieder ein, und er quälte sich mit tausend Sorgen über die zurückgelassenen Geliebten. Seine Gattin war zu furchtsam gewesen, ihm in jene fernen Regionen zu folgen, und seine Zärtlichkeit hatte sie nicht ohne ihre freie Neigung den Gefahren einer so weiten Seereise aussetzen wollen. Ueber ihre bürgerliche Sicherheit konnte er in Ruhe seyn, denn er hatte sie in dem natürlichsten Schutze, in dem Schutze ihres Vaters zurückgelassen; leider zerstörte der bald darauf erfolgte Tod dieses würdigen Mannes die Hoffnungen, die er auf ihn gegründet hatte, und gab seine Seele mannichfachen Bekümmernissen preis.

Um diese Zeit ging einer seiner Waffenbrüder, einer, den er vorzüglich liebte, Capitain N..., nach England zurück; ihm trug er auf, sich der Beschützung seines beunruhigten, von allem männlichen Beistand verlaßnen Weibes anzunehmen; er bat ihn, sie zu vermögen, daß sie die Schwierigkeiten der Seereise überwinden möchte, und dann für ihre sichre und bequeme Einschiffung Sorge zu tragen. N... reiste ab. Das arglose Herz des guten Harry schlug ruhiger, als er diese Veranstaltungen getroffen hatte; er glaubte das Kleinod seines Lebens geborgen, da er es dem Schutze des liebsten Freundes anbefohlen hatte. Die Zeit kam heran, wo er ihre Ankunft erwarten konnte; er zitterte vor dem Eindruck übergroßen Entzückens, den das Wiedersehen alles dessen, was ihm auf Erden am theuersten war, auf ihn machen würde! Er sah schon die lang vermißte, angebetete Geliebte in seinen Armen! — aber, ach! statt ihr erschien ein Brief! — Sie meldete ihm darin, daß an

die Ausführung seines Plans, sie zu sich kommen zu lassen, nicht zu denken sey; denn außerdem, daß sie jetzt an den Folgen ihrer zuletzt überstandenen Anstrengungen und Leiden krank liege, so sey auch ihr natürlicher Abscheu vor dem Wasserreisen unüberwindlich: überdem zeigten sich an ihrem Sohne die Vorboten der Blattern, und eine längere Reise sey jetzt eben so unmöglich, als ihr gegenwärtiger Zustand hülflos und unglücklich sey.

Ein Sturm von zärtlichen Gefühlen bemächtigte sich bei Lesung dieses Briefs der Seele des liebenden Harry. Verlassen, krank und unglücklich sollte er die wissen, die er mehr als sein Leben liebte. Es stiegen eine Menge Pläne in seinem Geiste auf, deren einer eben so unausführbar war als der andere; bis ein glücklicher oder unglücklicher Zufall seinen Wünschen entgegenkam: Es wünschte ein im Vaterlande stehender Officier mit einem jenes Regiments zu tauschen, und Harry ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, die ihm, wiewohl nicht ohne einige beträchtliche Aufopferungen, nach dem jetzt so geliebten England zurückführte. Alles Vermögen, was er während der Jahre seines Kriegsdienstes in Indien zurückgelegt, hatte er schon vorausgesendet, um seine leidende Gattin in ihrem Mangel zu unterstützen, da ihr Vater kein Vermögen verlassen hatte.

Seine Reise wurde von Stürmen aufgehalten, die sein Leben zu verschiedenen Malen in Gefahr setzten; er landete endlich in England, und auf den Flügeln der treusten Liebe eilte er nach dem Ort, wo seine Gattin nach dem Tode ihres Vaters ihren Aufenthalt genommen hatte. Es war noch hoch am Tage, als er in der Straße ankam, wo sie,

wie sie ihm gemeldet hatte, in dem Hause einer Verwandten wohnte. Er fragte nach Mistreß ***; man antwortete ihm, daß sie nur wenige Wochen dagewesen und jetzt allen Umgang mit ihrer Verwandtin abgebrochen habe. Ohne sich mit näherer Erkundigung über diese Umstände aufzuhalten, fragte er mit Ungeduld nach der gegenwärtigen Wohnung der Mistreß, die man ihm in einer benachbarten Straße bezeichnete.

Ich stürzte — fuhr mein unglücklicher Freund in seiner Geschichte fort — nach der bezeichneten Wohnung; Sehnsucht, Hoffnung und Angst zugleich beflügelten meine Schritte. Ich fand das Haus, das man mir angegeben hatte, und ich hätte darauf sterben wollen, ich habe die nur zu wohlbekannte Gestalt meiner Jenny selbst an einem der obern Fenster gesehen. Was mich aber befremdete, war das äußere Ansehn dieser Wohnung. Dies schien nicht der Aufenthalt einer unbegüterten Verwaisten, ein Aufenthalt, wo nicht der Pracht, doch wenigstens der höchsten Wohlhabenheit schien er zu seyn, und ein geschmackvoll gekleideter Bedienter, der mir im Vorhaus entgegenkam und mich um mein Anbringen fragte, verstärkte meine Verwunderung noch mehr. Auf meine Frage nach Jenny versetzte er, seine Gebieterin sey nicht zu Hause und werde so bald auch nicht zu Hause kommen; ich fragte nach ihrem Sohne, auch er war nicht zugegen. So sah ich mich denn so nah am Ziele meiner Wünsche, zu dem ich mich durch so viele Aufopferungen hingerungen hatte, noch durch einen unbedeutenden Zufall aufgehalten. Ermüdet und erschöpft von den Mühseligkeiten einer Reise wie die meinige, hätte

ich mich wohl nach Ruhe gesehnt; allein was sollt' ich in diesem Hause, wo ich Allen fremd war und wo ich mir, ich konnte mir es selbst nicht erklären warum, so seltsam unbehaglich und fremd vorkam. Ich begab mich weg, ohne dem Bedienten etwas Näheres von mir zu sagen, weil ich mir die Freude vorbehielt, sie zu überraschen. Ich ging, aber ich war nicht im Stande, mich weit zu entfernen; wie ein unbefriedigter Schatten umschwebte ich die Gegend ihrer Wohnung; ich ging die Straße unruhig auf und ab, und warf mich endlich ermattet auf eine Bank vor der Thür des gegenüberstehenden Hauses. Eine Säule barg mich vor den Blicken der Vorübergehenden; ich hingegen konnte die Rückkehr der Ersehnten schon aus der Ferne beobachten. Sie kam nicht; mein Herz schlug hoch vor unruhiger Erwartung.

Eine freundliche Alte kam gegen Untergang der Sonne aus dem Hause, vor dessen Thür ich saß, und setzte sich mit ihrem Strickzeug auf die Bank neben mich, um, wie sie sagte, des schönen Abends zu genießen. Ich entschuldigte mich bei ihr wegen meines Platzes, und ein freundliches Gespräch entspann sich zwischen uns, das ich dazu nutzte, mich wenigstens von der zu unterhalten, die mich so lange nach ihrem Anblick schmachten ließ.

Wohnt die Mistreß *** lange in ihrer Nachbarschaft? — fragte ich sie.

Die junge Dame hier gegenüber? — erwiederte sie — drei Monate.

Und sie lebt glücklich? — fuhr ich fort.

O ja! — erwiederte sie — ihr Herr läßt es ihr an nichts fehlen.

Ihr Herr? — rief ich, durch diese Worte betroffen.

Nun ja; — antwortete sie — der Herr, der sie unterhält. —

Sie unterhält? sie unterhält? — rief ich halb außer mir vor Entsetzen. — Wer unterhält Jenny ***??

Sir, — rief die Alte zitternd vor dem Ausdruck, mit dem ich dies gesprochen hatte — ich weiß davon nichts mehr zu sagen, als was man in der Nachbarschaft bemerkt; ein junger Mann hat sie hier eingemiethet und wohnt zuweilen einige Tage bei ihr.

Es ist genug! — rief ich, indem ich aufsprang und mit verfinstertem Blick und Sinn hinaus ins Freie eilte. Eine namenlose Qual trieb mich vorwärts und riß mich wieder zurück. Ich beschloß, mir, es koste was es wolle, noch diese Stunde Gewißheit meiner fürchterlichen Zweifel zu verschaffen.

Mit klopfendem Herzen trat ich in das Haus, das sie bewohnte. Das Erste, was mir ins Auge fiel, war ein schönes, himmlisch schönes Kind von sechs bis sieben Jahren, das auf dem Rasenplatze vor dem Hause spielte; mein Herz sagte mir, es sey mein Sohn; er mußte jetzt in diesem Alter stehen. Thränen stürzten aus meinen Augen, als ich ihn in meinen Armen hielt; mein Herz schloß sich auch gegen seine Mutter auf, und ich zweifelte an der Wahrheit dessen, was ich so eben gehört hatte. — Ist deine Mutter zu Hause, süßes Kind? — frug ich den Kleinen unter zärtlichen Liebkosungen.

O ja! — erwiederte er — heute den ganzen Tag.

Der Bediente trat so eben wieder hinzu; aber ohne auf ihn zu achten, flog ich, das Kind auf den Armen, die Treppe hinauf, riß die Thür zu Jenny's Zimmer auf und stand in diesem Augenblicke ihr gegenüber.

Sie war es! ja, ich sah sie wieder, um die ich in sechs langen Jahren so viel gelitten hatte! aber — großer Himmel! — wie sah ich sie wieder? Statt des Entzückens, das ich auf ihren Zügen ausgedrückt zu finden hoffte, statt des frohen, liebevollen Umfangens nach so langer Trennung, eine sichtbare Betroffenheit, ein schuldbewußtes Erröthen und endlich ein langsames: Du bist es, Harry? war Alles, was mich willkommen hieß.

Ihr Anblick erregte darum nicht weniger alle frühern Gefühle für sie in meinem Herzen; ich vergaß für den Augenblick Alles, und schloß sie unter tausend zärtlichen Namen an mein Herz. Ach, sie erwiederte die herzliche Umarmung nicht! meine Liebkosungen schienen sie verlegen zu machen, und sie wand sich nach einigen Minuten aus meinen Armen, um mit ihrem eintretenden Kammermädchen über einige unbedeutende Dinge zu sprechen, wie es mir schien, um ihre ängstliche Verwirrung zu verbergen.

Meine Augen schweiften indessen unruhig im Zimmer umher, wo ich allenthalben die Spuren der größten Eleganz und Gemächlichkeit entdeckte. Aufs neue stieg der quälende Argwohn in meinem Innern auf, ich ahndete den schrecklichen Verlust, der mir bevorstand, aber ach! in seiner ganzen Größe konnt' ich ihn doch nicht ahnden!

Die Thür ging auf, und ich sah beim Scheine des Lichtes, das im Zimmer brannte (denn es war spät am

Abend), — einen Mann ins Zimmer treten, den ich — o schrecklicher Anblick! — für den Vertrauten meines Herzens, für James N. erkannte. —

Er schien ein wenig berauscht, und ohne mich, der ich ich im Schatten stand, gewahr zu werden, näherte er sich mit vertraulichen Geberden der zitternden Jenny. — Bin ich zu spät geblieben, mein Liebchen? — redete er sie an — bin ich — —

In diesem Augenblicke ward er mich gewahr, der wie versteinert, sprachlos vor Entsetzen stand. — Ach, sieh da! — rief er — ***! Nun, ich habe deinen Auftrag gut besorgt! nicht wahr, Jenny?

Ha, Verräther! — rief ich halb sinnlos — so lohnst du meine Freundschaft, mein Vertrauen?

Ruhig, ruhig! Brüderchen! — rief er — oder Herr Schwager, wenn du das lieber hörst, — die Schuld von 80 Guineen zwischen uns — es ist weiter nicht daran zu denken!

Diese unglückliche Schuld, die ich einmal in Indien gezwungen hatte machen müssen, fiel mir jetzt glühend heiß aufs Herz; ich hatte Alles, was ich noch im baaren Geld besaß, in Golde bei mir; außer mir griff ich in die Westentasche und indem ich ihm die 80 Guineen vor die Füße warf: — Elender! — schrie ich — um solchen Preis denkst du mir Ruh und Ehre zu bezahlen? — In diesem Augenblicke fühlt' ich alle Bande der Liebe in meinem Herzen zerrissen; gern hätt' ich meine Gluth im Blute des Verräthers löschen mögen, aber ein Ueberrest von Zärtlichkeit und Schonung gegen die einst so geliebte Treulose hielt

mich von einer gewaltsamen That zurück; ich begnügte mich, ihn des folgenden Morgens Schlag 8 Uhr nach Bedfordarms in Covent-Garden zu fordern, und stürzte lichtlos hinaus in die finstre Nacht.

Ich hatte kein Obdach, und das Wetter stürmte feindlich um mich her, aber ich fühlte den Sturm von Außen nicht vor den wilden Stürmen, die in meinem Innern tobten.

Der Morgen brach endlich an, jener schwarze Morgen, der das Maas meines Elends vollenden sollte. — N. erschien zur bestimmten Zeit; wir kämpften auf Pistolen. Im Anfang schienen uns die Kugeln zu vermeiden, bis bei N.—s zweitem Schuß meine Pistole zur Erde fiel und ich meinen rechten Arm blutend an mich zog; die Kugel hatte meine rechte Hand zerschmettert.

Ich wandte bei diesen Worten meines armen Freundes meine Augen auf seinen rechten Arm, und ward mit unaussprechlicher Rührung diese traurige Verstümmelung des einst so schönen Körpers gewahr. —

Ich übergehe — fuhr er in seiner Erzählung fort — diese unglückliche Periode meines Lebens; ich war nun zum Kriegsdienste unbrauchbar, und durfte nicht einmal auf die Unterstützung des Staats rechnen, da ich nicht in seinem Dienste die Verletzung erhalten hatte; meine einzige Aussicht beruhte noch auf meinen Kenntnissen in der Mathematik; ich durfte hoffen, mir durch Unterricht darin, we-

nigstens durch theoretischen, meinen Unterhalt zu verschaffen.

Ich ging nach Edinburg, wo ich noch Freunde hatte, und wenn ich auch zu stolz war, Unterstützung anzunehmen, so sehnte sich doch mein verwaistes Herz nach ihrer Theilnahme; ich sehnte mich, ein Land zu verlassen, wo mich so mannichfaches Unglück getroffen hatte. Ehe ich indeß England verließ, zog mich ein unwiderstehliches Gefühl noch einmal nach Jenny's Wohnung; sie selbst war zwar, das fühlt' ich, auf immer für mich verloren, aber ich wollte sie bitten, wollte sie beschwören, mir wenigstens unsern Sohn zu überlassen, der jetzt das Einzige war, was mir auf Erden blieb. Warum hätte sie es nicht thun sollen? sie war ja so glücklich in der Liebe eines Andern! was konnte ihr noch an dem Sohne eines unglücklichen, nicht mehr geliebten Vaters liegen?

Auch der letzte Anspruch an die Freuden dieses Lebens sollte mir vernichtet werden; ich erfuhr, als ich nach Jenny's Hause kam, sie sey gleich des folgenden Tages nach meinem Besuche mit allen den Ihrigen abgereist, und alle meine Bemühungen, ihren Aufenthalt zu erforschen, waren vergeblich. Erst nach mehrern Jahren erfuhr ich, daß sie ihrem Liebhaber auf seine reichen Besitzungen gefolgt sey; von meinem Sohne hingegen konnt' ich keine nähere bestimmte Nachricht erhalten.

Ich führte nun ein freudenloses, unbemerktes Leben; doch schützte mich die unverdroßne Thätigkeit und der Fleiß

in meinen Wissenschaften vor Mangel; es gelang mir selbst, einige Summen, die ich zu Unterstützung meiner vermeintlich leidenden Familie aufgenommen hatte, zurückzuzahlen. —

Gerechter Himmel! — dachte ich bei dieser Stelle — in jenen Zeiten, wo ich oft mit beklommenem Herzen in allen schwelgenden Genüssen des Ueberflusses schwamm, war der dem Elend preisgegeben, der allein fähig gewesen wäre, mein Leben schön zu machen!

Gegen 17 Jahre — fuhr *** fort — verlebte ich so, an deren Ende ich von einer langwierigen, entkräftenden Krankheit befallen wurde. Länger als ein Jahr schmachtete ich meinem Tode entgegen; meine feste Natur siegte noch einmal, und ich genas allmählig wieder. Meine äußere Lage hatte sich durch die lange Krankheit sehr verschlimmert; doch ein Brief, den ich um diese Zeit aus London erhielt, gab mir Hoffnung, sie mit einem Male zu verbessern. Ein reicher Verwandter war aus Amerika zurückgekommen, und hatte bei dem Anfall einer gefahrvollen Krankheit sich meiner erinnert, da er selbst kinderlos war. Kaum hatt' ich wieder so viel Kräfte gesammelt, um die Reise zu ihm unternehmen zu können, als ich mich auf den Weg begab; ich kam in London an, aber leider zu spät! mein großmüthiger Verwandter war schon einige Tage beerdigt, als ich seine Wohnung betrat. Eine Nachricht, die ich indessen hier erfuhr, milderte meinen Schmerz über das Fehlschlagen meiner Hoffnung und entzündete sogar nach langen Jahren einen Strahl von Freude in meiner Seele. Man

sagte mir, mein Sohn, der seit einiger Zeit als ein angesehener Rechtsgelehrter in London lebe, sey dem Verstorbenen bekannt geworden; das Wohlwollen des edlen Greises gegen unsern Namen, noch durch die persönlichen Vorzüge des jungen Mannes erhöht, habe ihn bewogen, seinen neugewonnenen Liebling zum Universalerben einzusetzen.

Mein Herz schlug hoch bei dieser Nachricht; ich hatte nun den wiedergefunden, nach dem ich mich so lange vergeblich gesehnt hatte. Das Glück, das ihm zu Theil geworden, war mir erfreulicher, als ob es mich selbst getroffen hätte, und ich zweifelte nicht, daß er mir einen kleinen Antheil davon abtreten würde, denn viel brauch' ich ja nicht auf die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe.

Ich Armer! ich bedachte nicht, daß er von denen, die mich hassen, daß er von N. erzogen worden war! Sein Herz war frühzeitig von mir abgewendet worden; — — ich ging zu ihm; — ach, Milady, das war der letzte Schlag meines harten Schicksals! — er hat mich nicht anerkannt! — er hat mich verstoßen! —

Hier endigte der liebenswürdigste und der unglücklichste der Menschen seine traurige Geschichte; Thränen drangen bei den letzten Worten aus seinen dämmernden, gesunkenen Augen, und schlichen über die verfallenen Wangen; sie fielen brennend auf mein Herz! Achtung, Mitleid, — Gott! Alles, was ich je für ihn gefühlt hatte! — bestürmte mein Gemüth; Alles, was sie mir eingeben konnten, wandte

ich an, um die tiefgeschlagenen Wunden meines armen Freundes zu heilen; es war zu spät! Zu tief hatte der Gram an den Wurzeln seines Lebens genagt; er starb nach wenig Tagen, — und nichts konnt' ich ihm und — — meiner Zärtlichkeit gewähren, als warme Thränen und ein stilles Grab in meinem Park. — —

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brachmann, Louise,

Auserlesene Erzählungen und Novellen

Bd.: 3

Leipzig (1826)

P.o.germ. 161 hd-5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106134-6